



Ludwig Storch

Den Freibeuten

Erster Teil

Ludwig Storch

Der Freibeuter

Erster Teil

Historischer Roman

Inhalt

Eine Menschenfalle	7
Schrauberei	16
Der dänische Rekrut	21
Die Graf Mörner	33
Ein Seekampf	41
Der Schwarzkünstler	47
Unerwartete Verfügung	59
Zauberei	70
Zur Jagd des Kronprinzen	82
Der beraubte Graf	88
Der raubende Graf	97
Des Kaperkapitäns Jugendgeschichte	113
Abenteuer des Kapitäns	123
Norcroß als Parteigänger	136
Norcroß in schwedischen Diensten	144
Erklärung und Aufklärung	150
Verlegenheit auf der Fregatte	159
Die beiden politischen Principe	175
Eine Frau von Ehre	182
Der Hamburger Spion	189

Eine Menschenfalle

Vor dem Dammtor in Hamburg in einem jener wüsten Wirtshäuser, welche man im 18. Jahrhundert mit dem Namen Kaffeehäuser beehrte, obgleich sie eigentlich nichts weiter waren, als schmutzige Spelunken und Aufenthaltsorte roher Seeleute, liederlicher Soldaten und anderem nichtswürdigen Volks. In einer solchen Pandorabüchse hockte ein Haufen junger und alter Gesellen um einen Tisch, teils mit behaglichen gemeinen, teils mit abgespannten geistreichen Gesichtern, in welche das Laster mit scharfem Pflug Furchen gezogen und Todessaat gestreut hatte. Man sah bald, dass sie ein damals beliebtes Hazardspiel, Basset, mit all jener Leidenschaft spielten, welche sich nicht allein in wilden Gebärden, giftigen und fröhlichen Blicken und geballten Fäusten, die die eichene Tischplatte zu zersplittern drohten, sondern auch in Flüchen und Verwünschungen, aus deren Art man Stand und Gewerbe des Mannes abnehmen konnte, und im Genusse des Grog und Branntweins kundtat und augenfällig genug äußerte. In der Stube sah es eben so übernächtigt aus, wie in den Zügen der Spieler, obgleich die späte Herbstmorgensonne, gleichsam darüber verwundert, sich Mühe gab, durch die schmutzigen, blinden und mit altem Papier geflickten Fensterscheiben zu blicken, was ihr inzwischen nicht so gelang, wie einem baumlangen Kerl in dänischer Leutnantsuniform, welcher sein kupferrotes Gesicht an den unteren Fuß des einen Schiebefensters legte und mit großen schwarzen Augen die Stube musterte. Diese schmunzelnden Augen blieben an einem schönen Jüngling hängen, der am Spieltisch mit zitterndem Krampf die Karten fasste und mit ängstlichem Blick in die bunten Blätter starrte, nichts weiter gewahrend und be-

achtend. Seine hohe Stirn, zwar von der Sonne verbrannt, zeigte doch in den Winkeln der Schläfe, in den bedeutungsvollen Falten über den zarten Brauen und in den Nasenwinkeln eine feine bläuliche Haut. Seine Nase war eine von denjenigen, welche man mit dem Beiwort »vornehm« zu bezeichnen pflegt, das heißt, sie war mäßig groß, sanft gebogen und verlieh dem Gesicht etwas Würdevolles. Ein paar blaue Augen verkündeten milden Sinn und Verstand, obgleich sie von Leidenschaft und Schlaflosigkeit erhitzt, trüb auf dem unseligen Papier schwammen. Mit dem übrigen Gesicht stand der Mund im Widerspruch. Scharf geschnitten und in den Winkeln herabgezogen, schien er Hohn, und im Aufwerfen der Unterlippe Trotz zu verkünden. Die Lippen entbehrten jener frischen Röte, welche in diesen Jahren sie gleichsam zu zwei Purpurrosen umwandelt, die verlangend und reizend den Lippenrosen der Geliebten entgegenblühen. Die Blüten dieses Jünglings schienen von einer vorzeitigen Sommerglut gewelkt zu sein. Wenn man den Widerspruch in dem interessanten Gesicht übersah, so schien es, als sei Kälte über die Gestalt ausgegossen, die an Teilnahmslosigkeit grenzte. Aber bei genauerer Betrachtung konnte keinem Beobachter das leise fieberhafte Zucken entgehen, das über das Gesicht fuhr, wie ein fernes Wetterleuchten über den abendlichen Sommerhimmel. Auch sprachen die kalten Schweißtropfen auf der blassen Stirn, die krampfhaften Bewegungen der Hände und das öftere Wechseln des Platzes auf der Bank genugsam von innerer Bewegung. Wenn er von den vor ihm liegenden Goldstücken an die Mitspieler auszahlte - und das geschah fast nach jedem Spiel - zitterte er merklich. Um den Tisch saßen Gesichter, die den Stempel der Gaunerei an der Stirn trugen, doch war auch manches Bessere dabei. Zu Letzteren war ein

Mann von mittlerer Größe mit anziehendem Gesicht zu rechnen, dessen Alter sich höchstens in die letzten der zwanziger Jahre verstieg. Aus seiner gedrungenen Gestalt, seinen raschen Bewegungen, seinem feurigen Blick ging ein großer Vorrat von physischer wie psychischer Kraft hervor. Er trug einen an den Aufschlägen der Ärmel mit Gold gestickten Samtrock, seine Manschetten und ein zierlich gefaltetes Hemd. Die Locken einer zierlichen Perücke fielen auf seine Schultern. Die lächelnden Blicke dieses Mannes waren jezuweilen scharf auf den bleichen jungen Mann gerichtet, der sein Geld im Spiel verlor. Aber auch noch zwei andere blickten diesen an, die neben dem fein gekleideten Mann zur rechten und Linken saßen, ein schwächtiger, langer, auch gut, obgleich nicht kostbar gekleideter Mann mit großen hervortretenden Augen und ein dickes ältliches vergnügtes Vollmondgesicht. Beide flüsterten dem Mittleren zu, fixierten den leidenschaftlichen und mit Unglück spielenden Jüngling, und der Dicke trank dann mit Wohlbehagen aus seinem Krug.

»Er verschießt jetzt die letzte Munition«, sagte der lange Blasse leise. »Seine Fregatte hat starke Breschen, und ich glaube nicht, dass er ein Boot aussetzen kann, um sich zu salvieren.«

Auf einen Wink des Nachbars schwieg der Sprecher. Sie nahmen die Karten wieder zur Hand, der Jüngling verlor sein letztes Geld, griff hastig und mit einem verzweifelten Ausdruck in die Tasche und langte zu aller erstaunen eine goldene Dose hervor.

»Ich habe kein bares Geld mehr bei mir«, sprach er deutsch, obgleich mit fremdem Akzent, »wie hoch taxieren die Herren die Dose?«

Sie ging von Hand zu Hand. Einer bot dreißig Reichstaler

darauf, ein anderer fünf mehr. So kam sie auch in die Hand des dicken Zechers, der seinem vornehmen Nachbar mit Kennermiene zunickte und die Dose hinhielt.

»Ich gebe fünfzig Reichstaler«, sprach dieser, und der junge Mann nickte Gewährung. Der Meistbietende zog eine von Goldstücken strotzende Börse, und einen Augenblick darauf lag das Geld auf dem Tisch, und die Dose war in des Käufers Händen. Sogleich begann das Spiel wieder. Man schrie und tobte, und der junge Mensch verlor.

»Das war nur ein Palliativ«, flüsterte der Dicke. »Der Brand ist an der Wunde. Da hilft kein Schnitt. Mit der Dose könnt Ihr das Bürschchen gleich fangen, Kapitän. Das ist eine Lockspeise, denn er gab sie nicht gern her.«

»Er takelt bald ab«, brummte der Lange auf der anderen Seite. »Die Kerls beschießen das Schifflin, als ob sie mit uns im Einverständnis wären. Die Prise ist unser. Nehmt sie nur gleich im Namen unseres Königs in Besitz, Kapitän.«

Der Kapitän nickte beifällig, das Gold des Jünglings schwand, während Schweiß von seiner Stirn troff.

Unterdessen war das kupferrote Gesicht wieder am Fenster sichtbar geworden. Einer schob es auf und raunte dem vier-schrötigen Kerl draußen zu: »Die Krabbe hat noch fünfzig Reichstaler Sukkurs erhalten, aber ich denke, das war der letzte Stoßseufzer. Wir haben ihm nicht schlecht zugesetzt. Bald ist das Fischlein ohne Wasser, und wenn der Köder bei der Hand ist, beißt's an.«

»Was ist der Bursche für ein Landsmann?«, fragte der Offizier.

»Das hat noch keiner von uns klarkriegen können.«

»Ein Deutscher wohl nicht, sonst spräche er nicht so fremd. Dem Gesicht nach hätte ich ihn für einen Franzosen gehalten,

aber dazu spricht er das Deutsche zu gut. Der Kleidung nach ist er ein Engländer. Wenn man ihn so ansieht, sollte man meinen, er sei vornehmer Leute Kind. Dazu wollen aber der alte Rock und das abgetragene Kamisol nicht passen. Hingegen lässt sich auch in Betracht derselben nicht begreifen, wie er zu der goldenen Dose gekommen sein mag.«

»Hast du nicht herausgebracht, zu welchem Zweck er nach Hamburg gekommen ist?«

»Nicht die Spur!«

»Es scheint noch allerlei Volk drin zu sein, das uns noch ein Hindernis in den Weg legen könnte. Mohrenelement! Ich brenne vor Verlangen, diesem Burschen den bunten Rock anzupassen. Kennst du den Kerl in der gepuderten Perücke nicht?«

»Er kommt mir bekannt vor, aber Ihr könntet mir einen Monat doppelte Löhnung versprechen, ich wüsste nicht zu sagen, wer er ist. Wenn ich seine Aussprache mit seinem Gesicht und seiner übrigen Gestalt vergleiche, so komme ich auf den Gedanken, dass er ein Irländer ist. Er hat die Dose gekauft und ließ bei Gelegenheit einen gespickten Beutel voll Louis d'or sehen. Sein Kamerad zur Rechten ist sicherlich Seemann, das hab ich ihm aus ein paar Worten abgemerkt. Vielleicht gehört er zum schwedischen Kaper, der sich am verwichenen Montag in Cuxhaven vor Anker gelegt hat.«

»Mordelement! Kein Hund von Schweden weiter wagt es sich den Dänen so auf die Nase zu setzen, wie der Kapitän John Norcroß, und ich wollte gleich mein Portepée dransetzen. Norcroß ist es, der sich nach Cuxhaven wagt und ruhig hinlegt, als wäre Dänemark so weit wie die Insel der einäugigen Leute. Ich verspüre Lust seine Bekanntschaft zu machen, obgleich er den Dänen schon viel Schaden getan, und sollte

ich auch meinen Rekruten drüber verlieren.«

»Beileibe nicht!«, versetzte der am Fenster. »Herein dürft Ihr nicht, Leutnant Kreuz. Ich verlöre am Ende meine Extralöhnung, und Ihr könnt es glauben, es wird einem Spion sauer genug gemacht, solch Stück Wildbret aufzutreiben und einzukreisen. Man verdient sein Geld ehrlich und redlich dabei.«

»Mordelement! Bleib mir mit Deiner Ehrlichkeit vom Leibe! Das klingt, als wenn ich von meiner Gottesfurcht reden wollte. Sag lieber, soll ich meinem Tambour einen Wink geben?«

Der Spion wandte den lauernden Blick wieder nach innen und beobachtete die Mienen und Bewegungen des jungen Menschen, dessen breiter Hut wie in Verzweiflung zurückgeschoben war. Der Kerl nickte dem Leutnant mit satanischer Freude zu, denn er hatte bemerkt, dass das Geldhäufchen verschwunden und der Jüngling wahrscheinlich rein ausgebeutelt war. Doch wartete er noch einige Augenblicke, um zu erspähen, ob das Schlachtopfer nicht noch eine Ressource habe. Wirklich riss der Jüngling, als er sein letztes Geld verloren hatte, das Wams aus und griff mit Heftigkeit nach etwas, das er auf der bloßen Brust trug. Die ihm zunächst Sitzenden gewahrten, mit den Augen die Bewegung des Jünglings verfolgend, eine Brieftasche oder Etui von rotem Maroquin. Die Falschspieler meinten, er werde aus demselben eine Banknote hervorziehen, und ihre Gesichter verschoben sich schon zu einem grinsenden Lächeln, gleichsam zum Gruß der neuen Beute. Auch der Spion hatte das rote Büchlein bemerkt und machte zum Offizier unter dem Fenster eine halb freundliche, halb ärgerliche Bewegung. Aber indem alle die gierigen Augen erwartungsvoll an der Hand des Jünglings hingen, schien diese von einem Starrkrampf befallen, der sich auch den übr-

gen Körper mitteilte. Denn der erst so Regsame saß nun wie eine Bildsäule mit erdfahlem Gesicht und erloschenem Auge. Zuerst fing die Unterlippe an, leise zu zittern, dann die Hand. Diese bebte bald so stark, als habe er sie an einen Dolch zum Vaternord gelegt und im selben Moment sei das ganze Gewicht der entsetzlichen Tat, die er zu begehen im Begriff stehe, in sein Bewusstsein hineingestürzt und erfülle ihn nun mit Abscheu vor sich selbst. Dieser Zustand hatte unter dem schweigenden Staunen der Zuschauer kaum ein paar Augenblicke gedauert, als er das Etui rasch und mit einem schmerzlichen Seufzer wieder zurückstieß, das Hemd darüber zog, das Wams zunestelte und sogar den Rock, der bis jetzt immer aufgestanden hatte, bis über den Bauch zuknüpftte, gleichsam als wolle er einen teuren Schatz den profanen Blicken der ihn umgebenden Gesellschaft dadurch auf immer verbergen.

»Ich muss vom Spiel abtreten«, sagte er dann mit erzwungener Gleichgültigkeit. »Die Herren sehen, dass ich mein Letztes verspielt habe.«

»Lasst losschlagen, Herr Leutnant«, flüsterte der Spion zum Fenster hinaus und ging dann mit freundlichen Gebärden auf den Jüngling zu.

»Wenn Ihr ein kleines Darlehen von einem ehrlichen Mann annehmen wollt«, sagte er geschmeidig, indem er die Börse zog, »so bin ich gern bereit, Euch zu helfen. Ich kenne Euch zwar nicht, doch sagt mir Euer Gesicht, dass ich es ebenfalls mit einem Braven zu tun habe. Nehmt hin! Mag es Euch mehr Glück bringen, als Euer eigenes Geld!«

»Ich würde es Euch nicht wiedererstaten kennen, wenn ich es verlöre, wie meine Goldstücke, und es ist einmal mein böser Tag«, versetzte der Jüngling fest und schob die Börse zurück.

Zur gleichen Zeit stand der fein gekleidete Kapitän von der anderen Seite des Tisches auf und kam ebenfalls auf den Jüngling zu.

»Mein Herr«, sprach dieser, »das Glück hat Euch heute nicht begünstigt. Vielleicht bringt Euch entlehntes Geld Euer eigenes wieder ein ... Man hat ja den Glauben ... Erlaubt mir, Euch diese fünfzig Taler vorzustrecken!«

»Ich habe dieselbe Güte schon einmal abgelehnt«, versetzte der Jüngling mit Würde, indem er auf den Spion deutete, »und es würde für diesen Herrn beleidigend sein, wollte ich von der Euren Gebrauch machen. Auch muss ich Euch gestehen, dass, wenn ich das Geld wiederum verlöre, ich nicht imstande sein würde, es Euch zu ersetzen.«

»So gebe ich Euch mein Wort, dass dann der Schuldbrief zerrissen ist.«

»Ich aber würde des ungeachtet Euer Schuldner bleiben, und nichts ist mir drückender als Verbindlichkeiten, die ich nicht lösen kann.« Während dieser Worte schickte sich der junge Mann an, das Haus zu verlassen. Man sah, welche Gewalt er sich antat, nicht die Fassung zu verlieren. Der Kapitän näherte sich ihm von Neuem, um ihm, wie es schien, etwas heimlich zu sagen. Der Spion blickte ungeduldig zum Fenster. In diesem Augenblick ließ sich ein Tambour mit gewaltigen Trommelschlägen auf der Straße vernehmen. Zwischen dem Lärm der Trommel vernahm man das Jauchzen und Rufen einiger Männerstimmen. Dieser Ton schien auf die Versammlung einen eigenen Zauber auszuüben. Denn es entstand sogleich ein lustiges und ausgelassenes Rufen und Schreien.

»Was ist das?«, fragte der Jüngling erstaunt den Spion.

»Die dänische Werbetrommel«, versetzte dieser. »Und weil

unter der dänischen Fahne das beste Leben von der Welt ist, so eilen ihr viel junge lustige Gesellen zu. Hört nur, wie sie jubeln!«

Im Gesicht des jungen Mannes, der zum Fenster geeilt war, blitzte es auf.

»Der Leutnant Kreuz zahlt ein gutes Handgeld«, fuhr der Versucher fort, der ihm gefolgt war, »je nachdem der Mann ist, gibt er dreißig bis fünfzig Reichstaler. Und ein vergnügtes Leben ist in Dänemark! Da weiß man nichts von der Hungerleiderei und Strenge des Schwedenkönigs. Alles ist vollauf und der Soldat hat seine Freiheit!«

Auf der Straße schritt der lärmende Zug am Haus vorüber. Vorweg der Tambour, das Kalbfell erschütternd, dann der lange Leutnant, in der linken Hand einen vollen Geldsack, aus welchen er mit der Rechten deutete, wozu er eine Einladung zu den Diensten des Mars und der Bellona unter den Fahnen seines Königs hören ließ, wofür er Geld und alle möglichen Lebensfreuden in schmucklosen Kernaussdrücken versprach. Ihm auf den Fersen trug ein Fahnenjunker die Fahne mit dem dänischen Wappenbild. Zur Seite ein Unteroffizier mit neuen Soldatenröcken, und unter der weithin schattenden Fahne taumelte ein Häuflein berauschten Volkes, in dessen Händen man noch den Freudenbeschwörer erblicken konnte, die Schnapsflasche. Mit schweren Zungen priesen sie das Glück, das ihnen zu Teil geworden und zeigten den Vorübergehenden und den an den Fenstern Sehenden den neuen Rock, den sie im Arm trugen.

»Bei diesen Truppen könntet Ihr es bald zum Offizier bringen, mein Herr«, redete der Spion dem Jüngling zu. Aber dieser hatte schon die Tür in der Hand und schob den Kapitän zurück, welcher ihm den Weg versperren wollte. Zwar be-

mühte sich Letzterer noch einmal, den Flüchtling auszuhalten, aber er entwichte seinen Händen, ohne auf einen Zuruf zu hören, und stürzte hinaus, auf die martialische Gestalt des Leutnants zu. Augenblicklich verstummte die Trommel.

»Wenn's Euch gefällig ist, mein Herr«, redete der Leutnant den Jüngling an und griff an den Hut, »so nehmt diese Goldstücke, geprägt mit dem Bildnis Seiner Majestät, unseres großmächtigsten Königs Fredericus Quartus, und diesen Rock, der Euch vortrefflich passen wird.«

Der Jüngling nahm schweigend das dargebotene Geld, fasste den Rock, welchen ihm der Unteroffizier bereits auf den Arm gelegt hatte, und stellte sich unter die Fahne, fröhlich begrüßt von seinen neuen Brüdern. Die Trommel rasselte, und der junge Mann schritt in sich gekehrt im Zug, welchem sich einige aus dem Kaffeehaus angeschlossen hatten, vergnügt, dass ihnen der Fang so leicht geworden war.

Schrauberei

Aus der Wirtsstube verlief sich die listige Gesellschaft. Jene drei Zusammensitzenden blieben allein.

»Bei allen Donnerwettern, die unserer guten *Graf Mörner* schon über das Verdeck gekommen sind und noch kommen werden!«, rief der hagere Mann ärgerlich, »Ihr habt in diesem Burschen Euch eine gute Prise vor der Nase wegschnappen lasten, Kapitän. Auf dem Wasser, merk' ich wohl, versteht Ihr Euch bester auf die Kaperei als auf dem Lande, und dieser dänische Schlagtod, der wie ein flotter Dreidecker im schönsten Fahrwasser und mit dem besten Winde vorüber strich, hatte viel Boote ausgesetzt, die ihm die Prise einsingen und

zuführten.«

»Lasst es nur gut sein, Leutnant Gad«, versetzte der Kapitän ruhig, »ich habe meine Absichten auf diesen seltenen Vogel noch nicht aufgegeben. Es ist wahr, ich hätte vielleicht den jungen Mann schon aufbringen können, aber wir hatten alle drei nicht beachtet, dass wir von dänischen Spionen umgeben waren, und Meister Habermann weiß doch sonst Ochsenfleisch von Menschenfleisch schon durch den bloßen Geruch zu unterscheiden.«

Dabei verbeugte sich der Kapitän lächelnd gegen den dicken Mann, welcher gemächlich die Reste seiner Flasche verschluckte und dann eben so langsam als ruhig antwortete: »Ich kenne einen Mann, der, mit Verlaub zu sagen, alles Fleisch vortrefflich kennt, doch nicht eher, als bis er's unter dem Messer hat, und dieser Mann ist, mit Verlaub zu sagen, kein anderer, als der Schiffschirurgus, Gabriel Habermann, Euer gehorsamer Diener, Kapitän Norcroß. Der Kerl mag aussehen, wie er will, so lasst mich ihm nur ein Bein absägen oder eine Kugel aus dem Leib schneiden, so will ich gleich sagen - und wenn er das Maul nicht auftäte - ob's ein französischer Geißbock, ein dänischer Ochs, ein deutsches Schwein oder ein englischer Schöps ist. Fiat applicatio, sagen wir Lateiner.«

»Habt Ihr bedacht, Meister Habermann, dass ich selbst von Geburt ein Engländer bin, und Ihr mich demnach unter jener allgemeinen Bezeichnung notwendig mitverstehen müsst?«, scherzte der Kapitän.

»Oho! Bei allen Heringen der Westsee!«, polterte der Leutnant und schlug mit beiden Fäusten lachend auf den Tisch. »Meister Habermann pflegt stets auf seine deutsche Herkunft stolz zu sein, und fürwahr, sein beliebter Vergleich trifft in

keiner Hinsicht besser, als in Bezug auf seine eigene werthe Person.«

Der Schiffschirurgus, erst in Verlegenheit, dass er sich des Kapitäns ihm wohlbekannter Herkunft nicht erinnert, geriet über des Leutnants grobe Bemerkung in Wut. Seit Langem war er nicht in so heftiger Gemütsbewegung gewesen. Die ganze Äußerung seiner lebendig gewordenen Affekten bestand aber in weiter nichts, als in einem dem Leutnant bösen zugeworfenen Blick, und den Worten: »Mit Verlaub, Leutnant, seht Euch vor, mich nicht einmal für einen Eber zu halten, der Euch mit den Hauern ins Fleisch fährt!« Dann verzog sich sein Gesicht wieder in die Falten jener Bonhomie, die mit der Welt und sich selbst in Frieden lebt, wenn ihr die genießbaren Schätze der Küche und des Kellers täglich und stündlich ohne langweilige Beschwörungen zu Gebot stehen. Als der Kapitän und der Leutnant noch zu lachen fortfuhren, hielt es der Schiffschirurgus für das Beste, mit einzustimmen, weil ihm dies der Notwendigkeit überhob, sich beim Kapitän wegen der Beleidigung zu entschuldigen, die er ihm als geborenem Engländer angetan zu haben wirklich vermeinte.

»Im Ernst«, sagte Kapitän Norcroß, »es tut unserer *Graf Mörner* not, dass sie komplettiert werde. Seit uns der Leutnant Collin in Marstrand ein Dutzend meiner Leute verführt und davongelaufen ist, und ich gezwungen war, meinen Kapitänleutnant ins Gefängnis legen zu lassen, läuft unsere Fregatte wie ein Windhund auf der See. Und wenn auch Leutnant Gad bei unserer nächsten Ankunft in Stockholm durch des Königs Gnade avanciert, so fehlt es uns doch immer noch an ein paar tüchtigen Köpfen und an einer Schaluppe voll handfester Burschen, die wir an die Ruderbänke und Kanonen stellen können.«

»Gabriel Habermann müsste sich schlecht auf das menschliche Antlitz verstehen, welches doch von Fleisch und Bein ist, wie jeder andere Teil des Korpus«, bemerkte der Schiffschirurgus mit einem schelmisch lächelnden Blick auf den Leutnant, »wenn er, mit Verlaub zu sagen, nicht gesehen hätte, dass sich der junge Mann, welchen der dänische Lümmel am Schlepptau mit fortgezerrt, nicht vortrefflich zum Kapitänleutnant der *Graf Mörner* passe. Und Ihr würdet wohl tun, Kapitän, wenn Ihr alle Segel setzt, um diese Brigg noch aufzubringen.«

»Niemand in der Welt, der sich besser auf die menschliche Physiognomie versteht als Meister Habermann, könnte Euch doch besseren Rat erteilen, als er, der ehrenwerteste aller Fleischkenner und Fleischschneider«, sagte der Leutnant giftig. »Denn ich wollte meinen Leutnantsdegen darauf setzen, der fremde junge Mann war ein Chirurgus, der in Paris oder sonst auf einer berühmten Universität seine Studien absolviert hat und zum Kontor promoviert worden ist. Trug er denn nicht sein kostbares Bindezeug in der Seitentasche seines Rocks und zog er es nicht hervor, um es zu versetzen? Daraufhin gereute ihn dieser vorschnelle Vorsatz, weil er sich durch Ausführung desselben ums Brot gebracht hätte. Denn jedenfalls gedenkt er seine Kunst auszuüben. Aber was wäre ein Chirurgus ohne Messer, Schere, Aderlassschnepper, Lanzette, Pinzette usw. Nichts mehr und nichts weniger, als was ein Maler ohne Farben und Pinsel sein würde. Wie Euch also Meister Habermann wohlmeinend geraten hat, Kapitän Norcroß, unterlasst um unserer Kaperehre willen nicht, auf diese rote Flagge Jagd zu machen -ich meine die Aderlassbinde des jungen Doktors der Chirurgie -, und sie aufzubringen, damit uns nach einem Gefecht nicht fernerhin die Hälfte der ver-

wundeten Leute unter dem Messer stirbt. Nebenbei wird Euch der junge Doktor auch schon die Dienste eines Kapitänleutnants versehen. Ich wüsste in der Welt nicht, woher Ihr ein brauchbareres Subjekt für die *Graf Mörner* aufbringen wolltet, einen so trefflichen Mann, der im Treffen die Leute mit dem Degen kommandiert und zum Sieg treibt, nach dem Treffen aber mit dem Messer bedient und zum Leben bringt. Nein, wahrlich! Bei aller lobenswerten und nicht zu verachtenden Geschicklichkeit des Meisters Habermann muss man doch sagen, dass sie solcher vielseitigen Brauchbarkeit nicht wert ist, die Schuhriemen aufzulösen. Unseres ehrenhaften Schiffschirurgus bekannte Bescheidenheit wird dies selbst löblicherweise zugestehen keinen Augenblick Anstand nehmen.«

Des Chirurgen Gesicht zeigte Spuren von Ärger.

»Ich werde jedem Geschickteren nicht minder weichen als Ihr, Leutnant Gad!«, rief er aufstehend, ließ sich eine Schale Kaffee reichen und brannte eine Tonpfeife an, damit ihm die Alteration nichts schade, denn Kaffee und Tabak galten damals noch als Präservative für alle Übel.

»Ich fühle mich Euch beiden, meine Herren, zum lebhaftesten Dank verpflichtet«, sagte der Kapitän, »und fürwahr, ich werde es als notwendig betrachten, Euren Rat zu befolgen, Meister Habermann, den Leutnant Gad so eifrig unterstützt. Wir sind ohnehin schon einen Tag zu lange in Hamburg und werden gehen, die Berichte unserer Spione anzuhören. Lässt sich nur irgendetwas Fangbares auf dem Wasser sehen, so wollen wir ohne Weiteres in See stechen. Es verlangt mich, Seiner Majestät, unserem König, wieder einmal Bericht abzustatten von meiner Tätigkeit, und vom roten Mund der Stockholmer Damen Küste zu naschen.«

»Wer's doch so weit gebracht hätte wie Ihr!«, rief der Leutnant mit einem Hauch von Neid, »des Königs Gunst in vollem Maße, des braven Görz Freundschaft, die Gewogenheit der Damen von Stand, und freien Willen zu tun und zu lassen, was Euch beliebt. Was könnt Ihr Euch weiter wünschen?«

»Beständigkeit des Glücks«, versetzte Norcroß ernst, »und stets so tüchtige Männer und gute Freunde um mich herum, wie Ihr, meine Herren.«

Und damit reichte er rechts und links die Hand dem Leutnant und dem Schiffschirurgus. Sie bezahlten die Zeche und verließen das Kaffeehaus.

Der dänische Rekrut

Der in die Schlingen des Werbers gefallene junge Mann folgte mit entschlossenem Schritt der dänischen Fahne, die ihn nach Altona führte. In seinen Zügen hatte die frühere Verzweiflung über den Verlust seines Geldes dem Trotz Platz gemacht, der ein widriges Verhängnis herausfordert.

Die neuen Kameraden versuchten vergeblich, ihm ihre Herzstärkung aufzudringen, er wies die funkelnden Flaschen zurück und schien zur Erlangung eines festen Mutes nicht solcher Mittel zu bedürfen. Auch ließ er sich nicht auf ihre zudringlichen Fragen ein, sondern ging still vor sich hin, nur dann und wann, von den anderen unbemerkt, das große Auge dem Himmel zugerichtet, als wolle er damit eine Frage an das dort waltende Schicksal richten.

Leutnant Kreuz fühlte sich endlich bewogen, sich herabzulassen und den neuen Dienstmann der Krone Dänemark mit

einigen ermunternden Worten anzureden.

»Mordelement! Was da! Kamerad, du machst ein Gesicht wie eine Katze beim Donnerwetter. Trink einmal aus meiner Feldflasche und öffne mir dann dein Herz. Dies Labsal ist zugleich eine auflösende und abtreibende Arznei. Alle Sorgen schwinden vor seinem Geist wie Nebel, jede Not steigt in die Luft wie ein Schuss Pulver. Ich wollte mein Portepeee drauf setzen, dass Christ der Herr den Besessenen ein Quart Branntwein eingegeben und also die Teufel ausgetrieben hat.«

Er schlug eine rohe Lache über seinen Witz auf und hielt seine Flasche dem neuen Rekruten hin. Dieser machte aber nicht die geringste Bewegung danach, sondern sah mit vornehmer Verachtung auf den Werbeoffizier. Um seinen höh-nisch verzogenen Mund spielte ein spöttischer Zug, den aber der Leutnant nicht zu verstehen vermochte.

Vielmehr rief dieser: »Na, Bursche, du brauchst nicht so schüchtern zu sein! Mordelement! Zottelkopf, sei nicht so blöde und trink in Teufels Namen mit dem berühmten Leutnant Kreuz aus dessen Feldflasche. Es wird dir Ehre bringen, und kannst du dich dessen beim Regiment rühmen, so werden die anderen Respekt vor dir bekommen. Denn mich soll gleich ein Vierundzwanzigpfünder in Stücken zerreißen, so groß wie eine Flintenkugel, wenn ich jemals einem frisch von mir erworbenen Rekruten meine Feldflasche angeboten habe. Aber du hast mir vorgestern schon in die Augen gestochen, mein Junge, und ich könnte dir viel zu Gefallen tun.«

»Habt Ihr mich denn schon vorgestern gesehen?«, fragte der Rekrut erstaunt.

»Ja freilich, Bübchen,« versetzte der Offizier schmunzelnd. »Die Sache ist ja nun abgemacht - und lass nur gut sein. Du

sollst's gut haben in dänischem Brot. Wir sind gute Freunde. Na, aber nun trink! Oder Mordelement! Ich schmeiß dir die Flasche an den Kopf.«

Der Jüngling tat so, als ob er einen Schluck nähme. In Wahrheit aber glitt kein Tropfen des ihm verhassten Getränks über seine Lippen. Einen Augenblick schauderte er bei der durch des Offiziers Reden ihm gewordenen Einsicht, dass er mit List in eine Falle gelockt worden sei, aus welcher keine Rückkehr möglich wäre. Im nächsten Augenblick erfüllten andere Gedanken seinen Kopf, die ihm seinen unfreiwilligen Schritt als eine bittersüße Notwendigkeit bezeichneten und als Rache an den Verfolgungen seines Schicksals vorspiegelten. Der frühere Trotz kehrte wieder, und Vorsätze seltsamer Art keimten in seinem Geist auf, die ihn zuletzt mit wilder Freude erfüllten, bald als gemeiner Soldat unter den Fahnen des Dänenkönigs zu stehen.

»Hast du doch genippt, wie ein Vöglein aus der Quelle,« lachte der Leutnant. »Du musst es anders lernen unter dänischem Kommando.« Und damit nahm er einen tüchtigen Zug aus der Flasche.

Nach diesem Beweis an seiner eigenen Person wandte sich der Leutnant im vertraulichen Ton an den Rekruten: »Wir haben nun zusammen getrunken, nun wollen wir auch zusammen reden, und kein Mensch in der Welt kann behaupten, dass Anton Kreuz nicht dessen Freund sei, mit welchem er aus einer Flasche getrunken hat. Mordelement! Junge, du sollst mir nicht einwenden, es schicke sich nicht für mich, mit einem Rekruten aus meiner Flasche zu trinken und Freundschaft zu schließen. Ich weiß, was ich zu tun und zu lassen habe. Und so weiß ich denn auch, dass du, ehe das Neujahr herbeikommt, den dänischen Leutnantsdegen trägst, so gut

wie ich, und bei allen vierundzwanzigpfündigen Donnerwettern, mir will schon ahnen, als müsst' ich zu dir sagen: ›mit Permission, gnädiger Herr Hauptmann‹. Ha, meinst du nicht auch, Bursche? Bei meiner Ehr' und Treu', das sehe ich dir an der Nase an, und es soll mich keiner Lügen strafen, so wahr ich ein gescheiter Kerl bin!«

»Desto besser für mich,« versetzte der Jüngling; »ich würde Eurer Prophezeiung bestens gedenken.«

»Würdest du, braver Junge?«, lachte der Leutnant seelenvergnügt. »Na, das ist ein echtes Soldatenwort. Darauf müssen wir noch einen trinken.«

Und von Neuem nötigte er dem Rekruten die Flasche auf und sprach, nachdem dieser wieder scheinbar gezogen, dem gebrannten Wasser herzhaft zu.

»Nun haben wir von der Zukunft besprochen. Jetzt lass uns auch von der Vergangenheit reden! Mordelement! Ich weiß ja noch nicht einmal deinen Namen, Halunke! Püppchen, wie heißt du? Wenn ich ein Jüngferchen wäre, ich vergaffte mich in dich. Wie ist dein Name, Rekrut?«

»Joseph Flaxmann.«

»Warum nicht lieber Flachskopf oder noch bester Flachkopf«, sagte der Leutnant, seinen flachen Witz belachend. »Soll ich Joseph Flaxmann in die Liste schreiben?«, fragte er pfiffig blinzeln.

»Wie Ihr wollt!«, versetzte dieser trotzig.

»Du hast recht, Bursche. Einen Namen muss doch einer haben, mit dem man ihn ruft. Übrigens gilt's gleich, was das für einer ist. Wer sich auf die rollende Kugel der Frau Fortuna stellt, wie ein junger Kriegsmann, braucht nichts mitzubringen, als einen ehernen Arm, eine stählerne Brust und eine steinerne Stirn, und in diesem Arm Kraft, einen schwedi-

schen Dickkopf mit einem Hieb voneinander zu spalten, in dieser Brust ein tapferes Löwenherz, das ohne Zagen einer spielenden Batterie entgegengeht, in dieser Stirn Verstand und Witz, einen guten Operationsplan zu entwerfen und eine Kriegslist gegen den Feind auszuhecken. Was Namen? Mit diesen drei Dingen wird sich ein junger Mann schon einen Namen erfechten. Da sehe einer unseren weltberühmten Seehelden Tordenskiold an. Der hat Peter Wesel geheißt. Wer kennt Peter Wesel? Kein Mensch. Peter Wesel ist ein obskurer Name, und doch ist es des berühmten Mannes eigentlicher Name. Das macht, er hat sich durch seine Tapferkeit und ungeheure Taten den prächtigen Namen Tordenskiold, zu deutsch Donnerschild, erworben. Unter diesem Namen kennt ihn alle Welt, obgleich er erst fünfundzwanzig Jahre alt ist. Doch sag an, woher bist du gebürtig, Joseph Flaxmann?«

»Aus ... aus ... ich denke, Herr Leutnant Kreuz, es wird sich mit Geburtsort und Vaterland ebenso verhalten wie mit dem Namen.«

»Du hast wiederum recht. Bist ein pfiffiger Kerl, und wir verstehen uns schon. Aber ich muss einen Geburtsort in die Liste eintragen. Der Mensch fällt doch nicht vom Himmel herab, fertig und bereit, dänischer Soldat zu werden.

Der Leutnant verschnaufte sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn solange und zusammenhängend hatte er lange nicht gesprochen.

Dann sah er den Rekruten wieder fragend an und rief: »Mordelement! Wird's bald!«

»Nun, so schreibt von Buxtehude.«

»Gut, von Buxtehude. Das ist nun alles recht schön, Joseph Flaxmann von Buxtehude. So haben wir nun gesprochen, du als Rekrut, ich als Offizier. Nun lass uns aber wieder als

Freunde reden, denn wir haben zusammen getrunken. Du sollst nicht sagen, dass ich dir nicht mit aller möglichen Aufrichtigkeit entgegengekommen bin. Unter Freunden darf kein Geheimnis sein. Sieh, ich bin ein geborener Holländer, ein Bauernsohn, und habe manches Feld geackert. Ich hatte auch schon eine Frau - der Satan steh' ihr bei! Es war ein dummer Bauermensch. Da kam ein dänischer Werber in unser Dorf. Wir tranken zusammen und wurden des Handels bald eins. Ich ließ Greten mit ihren Bälgen mit Acker, Pflug und Karren im Stich und ging nach Dänemark. Das sind nun sechzehn Jahre. Dann hab' ich mit gegen den schwedischen Löwen gefochten. Erst setzte er uns die Krallen ins Genick, bald haben wir ihn auf die Tatzen geschlagen. Nachher wurde ich Unteroffizier und nahm mir ein hübsches Weib. Ich merkt es, dass ihr andere besser gefielen als ich, und meinem Grundsatz getreu ›leben und leben lassen‹, hinderte ich sie nicht. Nach der Einnahme von Stralsund wurde ich Offizier und freite meine dritte Frau, die ich aber, als ich nach Lähmung meines rechten Armes durch einen verwetterten Schuss als Werbeoffizier hier angestellt wurde, nicht mit nach Hamburg nahm.«

»Sind denn Eure beiden früheren Frauen gestorben?«, fragte der Rekrut.

»Beileibe nicht! Ich gönne ihnen auch das Leben. Was hilft es mir, wenn die Gänse tot wären. Ich könnte ihnen ja nicht einmal die Federn rupfen. Wer wird sich mit Ketten binden? Sprich mir nicht von der Religion. Wenn Gott im Himmel waltet - ich will's nicht leugnen - so wird's ihm nichts verschlagen, ob ich eine Frau oder zehn habe. Ich lästere ihn damit nicht. Er ist ein guter Gott, ich ein guter Kerl. Er hat die Menschen lieb, und ich die Frauen. Warum soll ich ihrer nicht so viel freien wie ich Lust und Belieben habe, wenn sie mich

nur mögen? Brüderchen, nun weißt du meinen Lebenslauf, erzähl mir den deinen. Da, trink aber erst einmal, dass dir die Zunge glatter im Maul läuft.«

Der Rekrut spielte mit verlegenem Gesicht seine Trinkrolle fort, begann aber trotz des Leutnants auffordernden Blicken die Erzählung nicht.

»Nun, wie heißt du eigentlich und wo bist du eigentlich her?«, fragte Kreuz schmunzelnd und legte seinen Arm um des Jünglings Nacken, ihm zuckersüß in das Gesicht blickend.

»Joseph Flaxmann von Buxtehude«, sagte der Rekrut leise.

»Mordelement!«, donnerte der Goliath mit einem plötzlich bitterböses gewordenen Gesicht, riss seinen Arm los und gab dem Jüngling einen so gewaltigen Stoß mit der nervigen Faust vor die Brust, dass dieser rücklings zu Boden taumelte. »Bomben und Granaten! Pulverblitz und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter! Willst du mir so kommen, Bursche? Oho! Kumpan, denkst du, ich sei ein Dummbart? Ich habe wohl mehr solcher naseweisen Burschen unter der Fuchtel gehabt. Habe mich noch von keinem narren lassen, werde auch beim roten Teufel mit dir Flachkopf nicht anfangen. Warte, Schlingel, wir wollen aus einem anderen Ton mit dir sprechen. Willst du das Pfötchen nicht, sollst du die Kralle haben. Mordelement! Kopf in die Höh! Augen links! Vorwärts marsch!«

Der beleidigte Werber zog den Degen und fuchtelte den Rekruten um Kopf und Rücken herum. Aber als dieser so gleich Ordre parierte und wie ein lang gedienter Soldat kerzengerade marschierte, wagte es der aufgebrachte Offizier doch nicht, seine Rache durch Schläge auszulassen, sondern begnügte sich, brummend und zuweilen fluchend vor der Li-

nie herzugehen.

In Altona angelangt, wurde Flaxmann von den Übrigen getrennt und in die Kaserne gesperrt. Seine Begleiter konnten frei und ungehindert gehen, wohin sie wollten. Darüber verwundert fragte der Jüngling andere Rekruten, welche schon vor ihm hinter Schloss und Riegel der Stunde ihres Transports nach Kopenhagen entgegenharrten, und erfuhr, dass diese Begleiter nichts als die Spione und Lockvögel des Leutnants Kreuz seien, mit denen er manchen tapferen Kerl in Hamburg wegkapere. Unter den Rekruten befand sich ein Franzose in den mittleren Jahren, der sich schon in der ersten Viertelstunde ihres Zusammenseins an Flaxmann anschloss.

»Ich habe mich nicht kapern lassen«, sagte dieser, »sondern bin freiwillig unter die Fahnen getreten, um Geld zu erlangen, welches mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Hamburg ausgegangen war. Ich kam auf einer holländischen Brigg dahin, auf welcher ich Oberbootsmann war, hatte mich aber mit dem Kapitän überworfen und blieb in Hamburg in der Hoffnung zurück, auf einem anderen Schiff eine Anstellung zu finden, welches mir aber nicht geglückt ist. Seht, Monsieur, nun habe ich mir das Handgeld zahlen lassen und trete in Kopenhagen unter das Kommando des jungen berühmten Tordenskiold. In Hamburg habe ich die Vögel, in deren Krallen Ihr gefallen seid, kennengelernt. Ich geriet mitten in ihre Gesellschaft. Ihr werdet dieselben Leute in allen noblen Wein-, Gast- und Kaffeehäusern, aber auch in allen schlechten Krügen, Schenk- und Wirtshäusern in und um Hamburg, bei allen Lustbarkeiten, auf allen Straßen und Plätzen finden, und sie spüren einen fremden Kerl, der eben angekommen ist, sogleich auf, wie Jagdhunde. Sie spielen alle Karten- und Würfelspiele mit allen Kniffen und Betrügereien

so fertig, dass sie einem ehrlichen und in solchen Spitzbubenschlichen unbewanderten Mann, der sich mit ihnen einlässt, bald alles Bare aus der Tasche ziehen. Leutnant Kreuz selbst ist der fertigste Spieler. Dieser Mann weiß sich in der vornehmsten, wie in der gemeinsten Gesellschaft beliebt zu machen. Euer Geld, Monsieur, teilen die Spione mit ihm, sie stellten auch die Rekruten vor, die Euch hierher begleiteten. Wenn Ihr viel verloren habt, so stolziert Kreuz morgen in einem mit goldenen Tressen besetzten Rock, einer prächtigen Allongenperücke. Ja, wenn er selbst noch glücklich im Spiel gewesen ist, so fährt er wohl gar in einer schönen Equipage und hat Kutscher und Bedienten drauf. Ihr aber seid verraten und verkauft.«

»Es hat nichts auf sich,« versetzte Flaxmann trocken und gleichgültig, »ob ich ein paar Taler mehr oder weniger habe, und Soldat wäre ich doch geworden. Ihr sprach aber eben, dass Ihr bei der dänischen Flotte Dienste nehmen wollt, Monsieur. Wie ist Euer Name?«

»Pierre Courtin.«

»Also Monsieur Courtin, ich hätte ebenfalls Lust, mich dem Seedienst zu widmen, und ich bitte Euch, mir guten Rat zu geben und Euch meiner anzunehmen, da ich vom Seewesen noch nichts verstehe.«

»O ja! Dann seid Ihr mein Mann! Ventre ... de ... dieu, wir wollen zusammenhalten, wie ein paar brave Schiffsleute. Ihr habt allen Anstand zu einem guten Leutnant. Vrai - bot! Aus Euch wird was Tüchtiges.«

Der Franzose umarmte den neuen Ankömmling, vergnügt über dessen Entschluss. Dann plapperte er noch viel von seinen Seefahrten und Abenteuern und begnügte sich, nachdem er den neuen Kameraden aufgefordert hatte, ein Gleiches zu

tun, in seiner untrübsamen Heiterkeit mit einem dürftigen Bericht dessen, worin sich dieser wieder als Joseph Flaxmann aus Buxtehude aufführte.

Nach einigen Stunden erschien Leutnant Kreuz mit dem Kapitän d'Armes und dem Regierungschirurgus, um Flaxmann die Montierungsstücke übergeben und ihn der Vorschrift gemäß untersuchen zu lassen. Der Leutnant befahl dem Rekruten mit barschem Ton, sich zu entkleiden. Als dieser zauderte, zog der Riese seinen Degen, um den Widerspenstigen mit Schlägen zum Gehorsam zu bringen. Der Jüngling gehorchte mit verbissener Wut. Zaudernd legte er ein Kleidungsstück nach dem anderen ab, bis auf das Hemd, welches von feiner Leinwand war.

»Herunter mit dem Laken!«, herrschte Kreuz. »Dänische Soldaten werden nicht so vornehm gehalten, dass sie Hemden tragen wie der König. Hier ist dein Kommisshemd! 's wird die Haut etwas kratzen, schadet aber nichts, mein Junge. Nun was wird's? Mordelement! Kommt die zarte Fahne bald vom Leibe, soll ich sie dir herunterreißen, Halunke?«

Der Jüngling stand unschlüssig, blass und zitternd. Seine Hände hatten sich über die Brust gekreuzt und krampften in die Muskeln, als wollte er dort ein Kleinod beschützen.

»Höllengeheul und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter!«, kreischte der Leutnant, und sein kupferrotes Gesicht wurde dunkelbraun. »So soll gleich ein Mohrenbataillon mit Damaszenerklingen dreinhauen!«

Mit diesen Worten griff er in den Kragen des Hemdes und riss es dem Jüngling vom Leib. Ein schöner, fast weiblich zarter Körper stellte sich den Blicken der Umstehenden dar. Flaxmann hielt die Hände noch immer über die Brust gebreitet und bedeckte damit das Etui, welches an einem um den

Hals laufenden seidenen Band befestigt war.

»Doktor, tut Eure Schuldigkeit!«, befahl der Leutnant dem Chirurgus. »Arme gerade!« kommandierte er den Rekruten.

Als dieser nicht gehorchte, versetzte er ihn mit der flachen Klinge einen Hieb und riss ihm die Hände von der Brust. Alle sahen ein in roten Saffian gebundenes Büchlein in Form einer Briefftasche mit einem Schlüsschen an dem Band hängen.

»Potz Pulver und Blei!«, rief der Leutnant verwundert und streckte die Hand nach dem Etui aus. »Was hast du hier, Bursche? Lass sehen!«

Das Gesicht des Jünglings hatte sich während dieser Worte so eigentümlich verändert, dass selbst der Leutnant den vorwärts gemachten Schritt wieder zurückwich und die emporgehobene Hand fallen ließ. Die anderen sahen mit neugierigen Augen auf den Rekruten, den der Chirurgus fragte, ob ihm nicht wohl sei. Flaxmann schien die Frage nicht zu hören und stand wie angewurzelt.

»Mordelement!«, rief Kreuz, dessen Verblüfftheit gewichen war, »willst du wohl antworten! Was hängt da für ein Ding an deiner Brust? Gib's her! Was hat ein dänischer Soldat mit solchem Dings zu schaffen? Her damit!« Und abermals wollte er, da keine Antwort erfolgte, danach greifen.

»Um aller Heiligen willen!«, rief der Rekrut mit einer Stimme, welche der Ausdruck der höchsten Geistesempörung war. »Rührt nicht an dieses Büchlein. Wir wären beide des Todes!«

Erneut fuhr Kreuz zurück, denn die Drohung schien wirklich vonseiten des Rekruten in Erfüllung zu gehen, ohne dass das Buch von einer anderen Hand berührt worden war. Seine Stimme klang ja schon wie die eines Sterbenden, über die blauen bebenden Lippen floss Speichel und auf dem Gesicht

wurde eine Art Todesschweiß sichtbar.

Der Leutnant, wenn er auch nicht an den eigenen Tod durch Berührung des Büchleins glaubte, schien doch für den Rekruten oder vielmehr für die dreißig bare Reichstaler, die er kostete, zu fürchten. Von der anderen Seite stachelte ihn Neugier, sodass er ihren Versuchungen erlag, und zum dritten Mal die ungeschickten Finger nach dem Etui ausspreizte, indem er mit Hohnlachen, um seine Verlegenheit zu verbergen, rief: »Mordelement! Leutnant Kreuz hat sich nicht vor den Kanonen und Granaten des schwedischen Löwen gefürchtet, wird sich doch bei des Teufels Pech und Schwefel nicht vor dem Dreckdings da fürchten sollen. Her damit! Ich habe ein Recht zu fragen, was das Brieffäschlein enthält!«

Er rührte das Band an, aber in demselben Augenblick stürzte Flaxmann ohnmächtig zusammen, und der französische Bootsmann fing den Unglücklichen auf.

»Sacre - coquin!«, fluchte dieser und ballte dem bestürzten Leutnant die Faust entgegen, »was geht dich diese Briefftasche an? Meinst du, wir wüssten nicht, wie Ihr diesen meinen Freund mit falschen Würfeln und betrügerischen Karten ausgeplündert habt? Willst du ihn auch hier noch berauben und das letzte Eigentum, das er vor Euren Diebeskrallen verborgen hält, abnehmen? Ich will mich doch einmal in Kopenhagen erkundigen, ob dies der König seinen Werbeoffizieren anbefohlen oder erlaubt hat.«

Diese Worte wirkten. Kreuz schien den Franzosen zu kennen und zu wissen, wessen er fähig sei. Auch stieg wieder der Gedanke in seinem Kopf auf, der Rekrut könne - wie der Anschein lehre - doch etwas Vornehmes sein und ihm die schlechte Behandlung später entgelten lassen. Er steckte den Bratspieß in die Scheide, befahl dem Kapitän d' Armes, den

Rekruten einzukleiden, und verließ fluchend die Stube. Bald darauf sah man ihn mit seinen Spionen und Helfershelfern auf einem Wagen nach Hamburg zurückfahren. Flaxmann, wieder zu sich gekommen, sah sich mit scheuen Blicken um. Da er den Leutnant nicht erblickte, verlor sich seine Unruhe. Courtin redete ihm gutmütig zu und gab ihm die Versicherung, solange sie beide zusammen wären, sollte ihm kein Haar vom Kopf, geschweige das Kleinod entrissen werden. Daraufhin warf er dem Erschütterten das Kommisshemd und die Soldatenkleider über. Sorgfältig verbarg der Jüngling das Etui auf der Brust und stand bald als dänischer Soldat bei den anderen.

Die Rekruten lebten einige Tage in der Kaserne, bis ein Transport Neuangeworbener hinzukam. So ging es weiter, bis die Nachricht einlief, dass ein dänischer Schoner im Hafen zu Travemünde auf die Rekruten warte, um sie nach Kopenhagen zu führen. Am festgelegten Tag wurden sie unter starker Bewachung über Lübeck bis an Bord des Schiffes transportiert, welches am folgenden Morgen die Anker lichtete.

Während des Marsches hatte Flaxmann Gelegenheit, den lustigen Franzosen als einen gutgesinnten gefälligen Mann kennenzulernen, der ihm alles zu Liebe tat, was er ihm an den Augen ablesen konnte.

Die Graf Mörner

Die Fregatte, welche des berühmten tapferen Generals und Lieblings Karls XII., des Grafen Mörner Namen trug, war eines jener berechtigten und gefürchteten Kaperschiffe, welche der kriegerische Schwedenkönig zum Schrecken seiner zahl-

reichen Feinde in die Nord- und Ostsee, ja sogar in den Atlantik entsandte.

Es ist bekannt, dass Karl XII. nach seinem seltsamen fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei als ein gemeiner Kurierreiter plötzlich in Stralsund ankam und entschlossen war, kühne Pläne zu Schwedens Ruhm und Größe auszuführen. Dänemark, Russland, England und Holland hatten mehr oder weniger Gründe, sich über Karls feindseligen Sinn zu beklagen, denn der unbeugsame König hatte seinen zahlreichen Freibeutern Befehl erteilt, die Schiffe aller dieser Mächte aufzubringen und als Prisen nach Schweden zu führen.

Nach den Niederlagen, welche er durch die Dänen erlitten hatte, besonders nach dem Verlust von Stralsund, Rügen, Wismar, nach dem unglücklichen Feldzug in Norwegen und der vergeblichen Belagerung von Friedrichshall, ließ der starrsinnige Schwedenkönig noch einmal so viele Kaperschiffe ausrüsten, und wenn erst höchstens zehn die Meere durchstreift hatten, so liefen zu manchen Zeiten nun vierundzwanzig aus den schwedischen Häfen aus. Kein Fahrzeug der ihm feindlichen Mächte war sicher, Handel und Verkehr litten und Europa seufzte unter der Last dieses Kriegszustandes.

Eines der schönsten und ansehnlichsten schwedischen Kaperschiffe war die Fregatte, welche seit dem Frühling 1716 der Führung des Kapitäns John Norcroß anvertraut war. Ihr Kiel war mit den nordischen Wasserstraßen vertraut, und John Norcroß in deutschen und baltischen Meeren wie zu Hause.

Stolz stieg die Graf Mörner eines Morgens aus den Nebelmassen hervor, die zur Herbstzeit auf der Ostsee liegen. Schon flogen die obersten Hüllen flatternd um die Spieren, Masten und Rahen des majestätischen Schiffes, dessen

Hauptsegel gerefft waren. Die siegreichen Strahlen der Sonne drückten die Nebel herab, in schneller Flucht eilten sie verschwindend und zerrinnend über die ruhigen Gewässer und gaben das Takelwerk und den Rumpf der Fregatte mit seinen Planken und Stückpforten den Blicken der Sonne preis. In behaglicher Ruhe schaukelte der Bau auf der sanft bewegten Meeresflut, und an den kreuzweise gegeneinandergestellten kleineren Segeln konnte man die Absicht erkennen, das Schiff auf der Stelle zu halten. Kaum aber hatten die verflogenen Nebel eine Aussicht über die Meeresfläche vergönnt, als man auf den Wink des auf dem Verdeck stehenden Kapitäns die Pfeife des Bootsmanns durch alle Räume des Schiffes schrillen hörte, und das Gewühl der Matrosen auf den Treppen, an den Kanonen, an den Tauen und Segeln, von jenen Ausrufen, die nur ein Seemannsohr gut verträgt, begleitet, über das Schiff hinbrauste, um gleich darauf einer großen Stille Platz zu machen, in welcher jeder an dem ihm gehörigen Platz des befehlenden Wortes gewärtig war.

Augenblicklich erschallte durch das Sprachrohr der Ruf: »Lasst die Segel los! Dreht das Bramsegel! Setzt noch ein Vordersegel bei! Legt euch vor den Wind und geht ins Fahrwasser!«

Nun sah man die Matrosen wie Katzen an den Tauen hinaufklettern und sich an den Rahen festklammern, und alsbald stürzte die schwere geteerte Leinwand an den Masten herab und hing, während man nur das Klappern der Taue und des Holzes hörte, schlaff herab, bis sie allmählich ein vom Meer herüberstreichender Ostwind aufblähte und der Steuermann das Schiff in den Wind brachte, welches, von diesem Morgengruß erfreut, leicht und sicher dahinschoss. Die Sonne hatte ihre siegreiche Herrschaft über die Gewässer aus-

gebreitet und Kapitän Norcroß ließ sich, rüstig und frohen Mutes über das Verdeck schreitend, von ihren Strahlen bescheinen und vom frischen Morgenhauch umwehen. Des Kapitäns Anzug war von dem, welchen er im Kaffeehaus in Hamburg getragen hatte, so verschieden, dass man ihn schwerlich würde wieder erkannt haben, wenn nicht sein ausgezeichnetes Gesicht alle übrigen Äußerlichkeiten entbehrlich gemacht hätte. Über die unscheinbaren großen Schnallen seiner breiten Laschenschuhe hing die weite gestreifte Matrosenhose. Um den dunkelgrünen Rock war über den Hüften die rote Tuschärpe gebunden, welche ihn als Befehlshaber der Fregatte kenntlich machte. An der Seite steckte der kurze Degen, welchen nur Seeoffiziere zu tragen pflegen. Das schwarze Halstuch hing weit geknüpft um den Hals, auf dessen weißen Hemdkragen sich statt der Perücke die natürlichen Locken eines glänzenden braunen Haares herabringelten. Leicht darauf gestülpt war die lederne Seemannskappe, die den dreieckigen Hut verdrängt hatte. Unter dem Arm hielt er das Sprachrohr und sein scharfes Auge überblickte mal die Meerfläche, mal die kräftigen Burschen, die in geteerten Jacken umhersprangen und dem jungen Tag ihre Freude entgegen jubelten.

»Ausguck! Schläfst du, Kerl? Siehst du nichts?«, rief der Kapitän der im Mastkorb sitzenden Wache zu.

»Es schwebt backbord, Süd-West-Süd am Horizont, wie eine Möwe«, versetzte eine jugendliche Stimme von oben.

»Haben sie dich wieder hinaufgesteckt, kleine Wasserratte?«, fragte der Kapitän. »Leutnant Gad, wie kommt es, dass Juel Swale wiederum im Korb sitzt? Ich habe es doch ausdrücklich verboten«, rief er dem am Gangspill stehenden Leutnant zu.

»Ich weiß eben so wenig wie Ihr davon«, versetzte Gad.

»Die Kröte hat sich angebettelt«, sagte der Steuermann, der nicht weit von beiden seinen Platz hatte. »Lässt doch der Seekrebs den Matrosen keine Ruhe, bis sie ihm die Wache auf dem Mars abgetreten haben. Und wenn Ihr denkt, er träumt in seiner Hängematte von den Honigfladen seiner Mutter, klettert er wie eine wilde Katze durch das Tauwerk, reitet auf den Rahen und schaukelt sich im Korb. Er ist ein Teufelsjunge und macht euch schon einen Timmerstich, wie jeder Bursche, der zehn Jahre Seeluft geschluckt hat. Gerade wie ich, in diesem Alter! Drum hab' ich auch den Jungen ins Herz geschlossen, als ob er mein eigenes Kind wäre, und Ebbe Reetz hat noch keinen verderben gesehen, dem er seine Gunst geschenkt hatte.«

Nach dieser Expektion zugunsten des Schiffsjungen Juel Swale versank die Stimme des Steuermanns, indem er seine breiten knorrigen Hände an das Steuer legte, wieder in jene abgerissenen Töne, mit welchen er gewöhnlich sein Steuer wie ein lebendes und verständiges Wesen, wohl auch das Schiff selbst und die rollenden Wellen des Meeres anredete.

»Eure Neigung, Meister Reetz, trifft mit der meinen zusammen«, sagte der Kapitän mit herablassender Würde. »Auch ich bin dem Buben gewogen, und hoffe, einen tüchtigen Seemann aus ihm zu erziehen. Aber meine Hoffnung wird einmal mit ihm nächtlicherweise aus dem Tauwerk herab den Hals auf dem Hackebord brechen oder im Meer ersaufen. - Siehst du noch nichts weiter, Teufelsjunge?«, rief Norcroß dem jungen Ausgucker abermals zu.

»Es scheint mir, als ob sich die Möwe in ein Segel verwandelt. Ja, es ist ein Boot mit einem Rahsegel.«

Der Kapitän nahm das Glas und sah in die angegebene

Richtung. »Der Junge hat recht, und Augen wie ein Falke. Er weiß wohl, dass er am besten in den Mastkorb passt. Drum sitzt er auch immer oben, wie ein Adler auf seinem Horst. Sie sind's und stechen dem Wind Steuerbord in die Flanken. Sie haben Not gegen die Meeresflut zu werpen und werden die Riemen wacker streichen müssen. Wendet Backbord, Meister Reetz, und fallt etwas vom Winde ab. Wir wollen den Burschen Mühe ersparen.«

Im Nu wurden die Befehle befolgt, und langsam glitt das Schiff, die Strömung der Meereswellen in schräger Richtung durchschneidend, der Himmelsgegend zu, in deren Strich das Boot wahrgenommen wurde. Nach einer Viertelstunde waren die beiden Fahrzeuge einander nahe, und der Oberbootsmann bot vom kleinen Fahrzeug herüber seinem Kapitän auf dem großen einen guten Morgen.

Die Fallreeptrappe wurde von der Fregatte hinabgelassen, und die Seeleute stiegen aus dem Boot, nachdem dieses am Schlepptau befestigt worden war, auf die Fregatte. Dort fanden erst jene umständlichen Begrüßungen statt, von welchen man damals noch, aus Furcht, etwas an Respekt zu verlieren, der doch zur Erhaltung der Manneszucht und guten Ordnung so unumgänglich nötig war, kein Haarbreit abweichen zu dürfen glaubte.

Als die Zeremonien vorüber waren, sprach der Kapitän den angekommenen Bootsmann an: »Ihr habt auf Euch warten lasten, Meister Pehrsohn, und während Eurer Abwesenheit haben wir bereits eine gute Prise gemacht. Ein russischer Kutter, der vor Kurzem in den Hafen von Kopenhagen einzulaufen gedachte, kam uns vor den Schnabel, indem er sich aus Vorsicht weit von den schwedischen Küsten und den deutschen nahe hielt. Und gerade diese Vorsicht führte mir den

stämmigen Burschen zu, der anfangs sich anstellte, als wollte er sich sehr wehren, nachher aber, als ich ihm eine volle Ladung hatte geben lassen, die Flügel um so schneller hängen ließ. Es war ein guter Fang und ist bereits nach Stockholm abgeführt.«

»Gratuliere!«, versetzte der Bootsmann. »So uns der Himmel heute noch mit Wind und Wetter verschont und seine Sonne scheinen lässt, so denk' ich, unseres allergnädigsten Königs Majestät soll diesen Abend auch um einen neuen dänischen Schoner reicher sein, ein Schiffchen so nett und blank, wie ein gesottenes Ei, wenn man es aus der Schale löst. Sein Segeltuch ist erst vom Webestuhl herab, und an seinen Rippen und Planken kann man noch alle Nägelköpfe zählen. Nicht zu verachten sind auch die Burschen, die in die dänischen Kasernen geführt werden sollen. Ich denke, sie sind gut für unseren tapferen König, und mancher ist dabei, der schon sein Seising knüpfen, Segel reffen, Rahen brassen und mit Lot und Anker umgehen lernte. Ich denke, wir können manchen brauchen, Kapitän.«

»Wenn sie sonst keine Maulwürfe sind, so sollen sie gutes Leben bei uns haben, Meister Pehrsohn«, versetzte der Kapitän. »Doch erstattet mir Bericht über Eure Expedition.«

»Wir legten, wie Ihr befohlen, zwei Meilen nördlich von Travemünde an und versteckten unser Boot hinter Fels und Schilf. Gegen Abend schlich ich mich mit Jonas Bök in den Hafen. Wir fanden den Schoner, aber die Rekruten noch nicht. Doch erfuhren wir noch in der Nacht auf der Streu von einem alten Bootsknecht, dass sie täglich erwartet würden. Wir trieben uns am Tage umher, und gaben vor, wir suchten Dienste. Die Plattköpfe vertrösteten uns auf die Rekruten und meinten, wir würden wohl Handgeld erhalten. Gestern Nach-

mittag kamen die Burschen richtig anmarschiert, und ich nahm sie mir in Augenschein. Jungen, schlank und stark wie ein Reefseising, und ausgetakelt, dass mir das Herz im Leibe lachte. Wir machten uns noch gestern Abend auf und davon und stachen in See. Meine Jungen mussten die Nacht hindurch die Riemenblätter streichen, dass ihnen der Atem schier ausging. Da uns aber der Wind nicht günstig war, so hatten wir unsere liebe Not. Diesen Morgen ist der Schoner ausgelaufen - so war's gestern Abend beschlossen - und muss, wenn der Wind nicht abfällt, gegen Mittag in unserer Nähe sein.«

»Ist der Schoner gut besetzt?«

»Er hatte eine Reihe Zähne, deren jeder aber nicht mehr als zwölf bis sechzehn Pfund verarbeitet. Das Schiffsvolk scheint mir eben nicht aus Helden zu bestehen, und der Leutnant, der das Schiffchen fährt, ist ein alter Mann. Wenn ich so gewiss *Schout by Nacht* der königlich schwedischen Flotte wäre, wenn der Schoner unser ist, so wollt' ich mich diesen Morgen noch einrichten, die schwedische Seemacht gen Rügen und Stralsund zu führen, um beides den dänischen Katzen wieder aus den Zähnen zu reißen.«

Nach dieser Versicherung des handfesten Oberbootsmannes gab der Kaperkapitän die Befehle zur Bekämpfung eines feindlichen Schiffes. Die Kanonen wurden losgekettet und geladen, die Schotten gerückt, die Matrosen durch die gellende Bootsmannspfeife an ihre Plätze gerufen, die Wache im Mastkorb abgelöst. Das Schiff begann jenen geschickten Lauf, welchen man in der Schiffssprache mit »kreuzen« bezeichnet. So bestreifte die Fregatte eine geraume Fläche des Meeres, welches die dänischen Inseln, die Südspitze von Schweden und mecklenburgischen Küsten bespült, und hielt, bald von Ost

nach Südwest, bald von West nach Nordost steuernd, die Straße von Lübeck zum Sund besetzt. Zuweilen kam es den Inseln Falster und Møen so nahe, dass man in der Ferne die Ufer derselben erblicken konnte.

Ein Seekampf

Gerade war die Schiffsmannschaft daran, ihre Mittagsration einzunehmen, als der Ruf des Matrosen im Korb »Ein Segel! Ein Segel!« sie auf ihre Posten rief. Kapitän Norcroß entdeckte am Rande des Horizonts den schwarzen beweglichen Punkt in der erwarteten Richtung. Unverzüglich wurde die Fregatte in einen Segelwald gehüllt, und schneller als ein Adler aus den Lüften auf seine Beute stürzt, schoss die majestätische *Graf Mörner* über das Wasser. Bald trat das kleine dänische Schiff deutlich hervor, aber nicht sobald hatte es das schwedische Kaperschiff wahrgenommen, als es rasch wendete, schnell alle Segel losließ und zu der deutschen Küste zu entfliehen suchte. Zwar hatte der Däne die Leichtigkeit seines Schiffes vor dem Schweden voraus, aber dieser war ihm offenbar in der Kunst der Schiffsführung überlegen und hatte bei Weitem mehr Mittel, seinen Kiel zu beflügeln. Es war noch keine Stunde vergangen, als Kapitän Norcroß zum ersten Mal Feuer geben ließ. Zwar erreichte dieser Schuss, der eigentlich nur das Signal des gebotenen Kampfes sein sollte, den Schoner nicht, aber dieser sah ein, dass er der Fregatte nicht entfliegen könnte, wendete daher entschlossen, kehrte ihr Steuerbord zu und legte sich sie erwartend vor den Wind. Im selben Augenblick spien beide Schiffe Feuer und Dampf aufeinander los, ein gewaltiges Krachen erfüllte die Luft und

über das Verdeck der *Graf Mörner* pfeifen die dänischen Kugeln.

»Sie müssen's besser lernen!«, jubelte eine kleine lebhaftige Gestalt unweit vom Kapitän auf einer gerade abgefeuerten Kanone reitend, ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren in Matrosentracht und mit viel Teer an der Jacke. Das Bürschchen schob die Kappe hell auflachend auf ein Ohr, warf sich mit dem flachen Leib auf die Kanone und versuchte mit scharfem Blick durch den Pulverdampf zu dringen und zu erspähen, wie den Dänen auf dem Schoner der Mittagsgruß bekommen sei. Einen Augenblick später stand er schon wieder auf den Beinen, wie durch die magische Kraft einer Zauberrute emporgeschwungen. »Sie haben ihre Schlüsselbüchsen, weil sie vorn nicht schwerer wiegen, als Euer Degenknopf, Kapitän, zu hoch gestellt. Die Fockrahen haben sie uns zersplittert und durch das Marssegel einige Pillen gejagt. Ich wär' im Korb gefährdeter gewesen, als hier unten hinter meinem härjedalischen Ochse¹, der die dänische Bestie da drüben angebrüllt hat, dass ihr das Herz im Leibe zittert.«

»Deine Luchsaugen haben recht gesehen, Juel«, erwiderte der Kapitän dem kecken Schiffsjungen, der es auf der ganzen Fregatte allein wagen durfte, in solchem Augenblick dem Befehlshaber mit Geschwätz zu stören, und fixierte das dänische Schiff.

»Oho! Seht Ihr nicht, wie wir ihm einige Rippen eingeschlagen haben?«, kreischte der Junge weiter, und des Kapitäns Auge folgte der Bewegung von Juels Hand. »Sie verkeilen soeben das Loch. Soll ich sie mit einem meiner Spielbälle auf die Finger werfen?«

¹ Name einer Kanone. In der Landschaft Härjedalen wurde besonders gutes Rindvieh gezüchtet.

Der Kapitän schien die Frage des Knaben zu überhören und wandte sich rasch zum Leutnant. Im gleichen Augenblick hörte man den Ruf »Geladen!« ertönen, und die Burschen stürzten sich vor die Kanonen, um sie zu bedienen. Auch der Knabe hatte sich über den Kugelkasten geworfen und flog nun mit den eisernen Bällen spielend wieder zu der Kanone, welche er kurz vorher umarmt und mit so sonderbarem Namen bezeichnet hatte. Und ehe noch ein anderer mit der Ladung fertig war, lag Juel schön hinter dem gewaltigen Feuermörser und richtete ihn, mit dem Auge auf der Oberfläche hin auf die Bresche im feindlichen Schiff zielend. Mit fester Hand ergriff er die glimmende Lunte und harrte des Wortes, welches auch sofort aus dem Sprachrohr über das Verdeck hindonnerte. Die Feuerschlünde taten sich krachend auf.

Kaum war der Schuss hinausgefahren, als man schon die Stimme des Kapitäns wieder vernahm: »Wendet! Steuert backbord!«

Sogleich kamen sich die Schiffe so nahe, dass man selbst durch den dicksten Pulverdampf hindurch doch die zerschossenen Masten des Schoners erkennen konnte. »Entert!«, befahl Norcroß, und kaum war seine Stimme verhallt, als die Matrosen schon die mit Haken versehenen Eisen und Klammern nach dem Schoner auswarfen und ihn in wenigen Minuten mit diesen Bändern an der *Graf Mörner* befestigten. Viele der tapferen unerschrockenen Burschen stürzten während dieser Arbeit, getroffen von den Pistolenkugeln der dänischen Schiffsmannschaft. Einige hauchten sogleich blutend ihr Leben aus, andere schlepten sich, teils wimmernd, teils ihren Schmerz heldenmütig verbergend, über das Verdeck und die Treppe hinab, wo Meister Habermann, der Schiffschirurgus, sie mit seinen handgreiflichen Scherzen empfing

und sogleich unter das Messer nahm, welches er beim ersten Kanonenschuss aus seiner Bindetasche gezogen und in der flachen Hand gewetzt hatte.

»Seht! Seht, Jungen!«, rief er seelenvergnügt, »die kleinen Aderlässe schaden euch nichts. Auf einem Kaperschiff braucht man keinen Schnepper. Diese bitteren Kirschen führen ebenso gut Blut ab, und oft mehr als nötig. Na, Jäck', sieh die rote Beere aus deinem Dickbein! Nun, was grunzt du! Da, da! Gieß dir Vitriolwasser drauf, dann wollen wir's verbinden. Aber du hast die Pille wohl im Magen, Görg? O weh, Pillenfresser! Gebt mir ein Glas Grog! Mir wird heiß, und oben sorgen sie wacker für frische Ware.«

Mit sich selbst und den verwundeten Matrosen plaudernd, übte der Schiffschirurgus die schwere Pflicht seines Geschäfts mit sokratischem Gleichmut aus.

Nur dem Verdeck des dänischen Schiffes war es unterdessen zu einem hitzigen Gefecht gekommen. Kapitän Norcroß, mit Degen und Pistolen an der Spitze seiner Mannschaft auf das feindliche Schiff gedrungen, hatte hier mehr Widerstand gefunden als erwartet. Sonderbar genug war es nicht der bejahrte Führer des Schiffes, noch irgendein anderer Befehlshaber desselben, welcher seine Leute gegen die Schweden geführt hat, nein, mit einer imponierenden Gewalt, welche nur außerordentlichen Köpfen im Moment der Gefahr zu Gebot steht, hatte das Kommando auf dem Schiff jener junge Mann an sich gerissen, welcher in Hamburg unter dem Namen Flaxmann für die dänische Fahne geworben worden war. Mit strenger Wahrheit konnte man nicht sagen, dass er den Oberbefehl sich angemäßt hätte, vielmehr hatten alle, sowohl die Rekruten, als die noch zum Gefecht tauglichen Soldaten und wer sonst kein Hasenherz in der Brust trug, sich freiwillig

diesem Jüngling angeschlossen, der im entscheidenden Augenblick einen so unerschrockenen Mut und eine so ungeweihte Umsicht und Kenntniss im Kriegshandwerk an den Tag legte, der mit so feurigen und ergreifenden Worten alle zur ehrenhaften Verteidigung aufrief, dass sie sich um ihn herdrängten und seiner so rasch und überzeugend bewiesenen Überlegenheit gehorchten, gleichwie das Eisen sich an dem Magnet anschmiegt. Von diesem mutigen Haufen, beseelt von dem Feuergeist des jungen Wagehalses, von dessen Lippen plötzlich ein heftiger Strom lebendiger Rede, obgleich abgerissen und in Katarakten, aber doch gewaltig, und wie es schien, unversiegbar stürzte, prallten die Schweden ab. Sein Auge glühte von einem wilden Feuer, welches sein eigentliches Lebenselement zu sein schien. In diesem Zustand geistiger Aufregung, der alles Beengende, Niedere und Gewöhnliche von dem jungen Mann abgestreift hatte, schwang er, wie der jugendliche Kriegsgott das Schwert, welches er einem erschossenen Leutnant angenommen hatte, und warf sich, todesmutig mit seiner durch ihn begeisterten Schar auf die eindringenden schwedischen Freibeuter. Es entwickelte sich ein Gefecht, welches um so hitziger wurde, je gleicher sich die beiden Anführer an persönlicher Tapferkeit und mächtigem Einfluss auf ihre Haufen standen, und wie leicht vorauszusehen war, wählte sich jeder von den beiden tapferen Leuten im anderen seinen Mann. Norcroß vertraute sich der Gewandtheit seines Degens an, Flaxmann aber hielt eben mit einer aufgerafften Pistole auf den Kaperkapitän, und würde sicherlich sein Ziel nicht verfehlt haben, wenn nicht jener, wegen seiner Tollkühnheit auf der *Graf Mörner* beliebte Schiffsjunge, Juel Swale, der es sich nie nehmen ließ, dem ältesten Matrosen in den härtesten und gefährlichsten Arbeiten gleichge-

stellt zu werden, die gefährliche Bewegung des Feindes wahrgenommen und den Folgen derselben durch eine rasche Tat zuvorgekommen wäre. Mit seinen scharf geladenen Pistolen und einem Säbel bewaffnet, wie jeder andere, war Juel, als ob zu einem lustigen Knabenspiel ginge, keineswegs unter den Letzten des Haufens gewesen, welcher über die Bordwand der *Graf Mörner* auf das Verdeck des feindlichen Schiffes hinabsprang. Und wenn die Kühnheit der anderen schon groß zu nennen war, in Betracht des Umstandes, dass man von dem Schoner nicht anders als auf einer Leiter auf das Verdeck der Fregatte zurückkehren konnte, welche eine unbedeckte und schlechte Retirade gewährt haben würde, so war die Handlungsweise dieses Knaben gewiss der höchsten Bewunderung wert. Juels scharfem Auge war keine Bewegung des Feindes entgangen. Als Flaxmann des Kapitäns Leben bedrohte, drückte der Schiffsjunge seine Pistole auf den Rekruten ab, die Kugel schlug auf die linke Brust, Flaxmann taumelte zurück und stürzte. Seine Umgebung leistete zwar noch Widerstand, aber man sah es deutlich, dass er die Seele des Ganzen gewesen war, und sobald er für ein Kind des Todes galt, verlosch die Flamme der Begeisterung, die er angezündet hatte, und die Freibeuter drangen vor. Plötzlich aber, als der Sieg schon so gut wie entschieden war, erhob sich im Rücken der Schweden der tot geglaubte Flaxmann und warf sich mit dem Degen auf den Kapitän Norcroß. Rechts und links stürzten die Matrosen, von seinen Streichen getroffen, und selbst Norcroß, auf einen solchen Angriff nicht gefasst, wurde am Kopf verwundet. Nun entspann sich das Gefecht von Neuem heftig und mit noch weit größerer Erbitterung, als am Anfang. Aber Norcroß war nicht der Mann, welcher sich durch solch ein unvorhergesehenes Ereignis betäuben

ließ. Er stürzte sich auf den ihm an Alter und Mut gleichen Gegner, der wieder vom Tode auferstanden zu sein schien. Obwohl die kunstgerechte Führung des Degens ihn in Flaxmann keinen gemeinen und ungeübten Rekruten erkennen ließ, so hatten seine gewaltigen Streiche jenen doch bald besiegt, und der junge Mann musste, hart am Arm verwundet, die Überlegenheit seines Gegners anerkennen. Nun war der Streit bald beendet, die noch unversehrten dänischen Matrosen und Rekruten entwaffnet und auf die Fregatte gebracht, die Verwundeten den Händen des Meisters Habermann übergeben. Was bereits den letzten Atem von sich gegeben hatte, wurde ohne Umstände in das feuchte Wellengrab versenkt, und der Schoner im Namen des Königs von Schweden in Besitz genommen. Juels erstes Werk auf der neuen Prise war, den Mast zu erklimmen und die dänische Flagge einzuholen. Als Triumphzeichen legte er diesel aufgerollt seinem Kapitän zu Füßen und dieser schenkte dem wackeren Jungen einen harten Taler dafür.

Der Schwarzkünstler

Flaxmann war mit den anderen Verwundeten in die Kajüte der Graf Mörner gebracht worden, um von der Geschicklichkeit Meister Habermanns bedient zu werden, welcher auch den Kopf des Kapitäns mit Bandagen umlegt hatte. Kaum hatte das vom Rumgeist glühende Auge des messergeschickten Chirurgen den jungen braunlockigen Mann aus dem Kaffeehaus in Hamburg wiedererkannt, als er mit dem unter seinen unbarmherzigen Händen seufzenden Matrosen nicht schnell genug fertig werden konnte, um - zu der armen Bur-

schen Heil - den Fremden zu fassen.

»Mit Verlaub, junger Herr«, sagte er, den Jüngling unsanft berührend, »Euer Rock hat am Ärmel einen Schlitz, der gerade nicht mit der Naht zusammentrifft, und Blut läuft genug heraus, dass Ihr Euch damit allen Teufeln verschreiben könnt, wenn nicht der oberste Teufel bereits Euer Dokument in der Tasche hat.«

Verwundert ob dieser seltsamen Rede sah Flaxmann den Schiffschirurgus an und erwiderte mit Würde: »Obgleich ich weder etwas vom Teufel halte, noch von denen, die von ihm sprechen, so finde ich es doch sonderbar, zu dieser Zeit und unter dieser Umgebung zum Nachteil der Schwachen dergleichen Reden im Munde zu führen.«

»Mit Verlaub, Herr, Ihr könnt lange reden, ehe Ihr Gabriel Habermann eine Nase aufschwätzt, denn die seine ist fein genug, zu riechen, was mit rechten Dingen zugeht und was nicht. Wer sich mit der *medicina occulta, sympathetica* und *magnetia* beschäftigt hat, wie ich, wenn einer *artem chirurgicam* seit 33 Jahren ausgeübt hat, wie ich, der wird wissen, dass ein durch die Brust geschossener Mann nicht nach einer Viertelstunde frisch und gesund aufstehen und mit dem Degen den Kampf erneuern kann. Hat Juel Swale mich belogen, der mir dies und das von Euch erzählt hat?«

»Wer auch immerhin Juel Swale sei«, versetzte der andere, und ein Zug schelmischen Lächelns flog über sein bleiches Gesicht, »er hat die Wahrheit gesprochen. Aber wenn Ihr ein Mann seid, der seine Wissenschaft verdaut hat, wie könnt Ihr bei jeglichem Ding, welches sich nicht in den Kasten der Gewöhnlichkeit hineinschieben lässt, gleich an den denken, den man nicht gern ausspricht? Ihr müsst schlecht in der *magia naturali* bewandert sein, um jeglich Wunderwerk der schwar-

zen Kunst zuzuschreiben.«

Dem Schiffschirurgus war vor Erstaunen das Messer entfallen, und mit einem Gesicht, in welchem Freude, Furcht, Verwunderung, Stolz und die Geister des Grogs miteinander kämpften, starrte er den Jüngling einige Augenblicke an.

»Nun, nun, mit Verlaub«, sagte er endlich, und jede Spur von Stolz war aus seinen Zügen verschwunden. »Ein Physikus soll wohl wissen, was man mit *der magia necessaria* alles auszurichten vermag. Diabolus treibt aber oft gar wunderlich sein Spiel, und wenn man auch gerade kein *pactum explicitum* schließt, dergleichen die argen Zauberer, Unholde und Hexen zu tun pflegen, so kann man doch unversehens in seine Schlingen fallen, und ohne dass man es recht weiß, ein *pactum implicitum* mit ihm machen und dann durch Satans Beihilfe erstaunliche Dinge verrichten, wie ich meine Tage lang viel erlebt habe.«

»Man braucht aber weder ein *pactum explicitum* noch *implicitum* mit dem Fürsten der Finsternis abgeschlossen zu haben, um außergewöhnliche Dinge zu verrichten, Meister. Glaubt Ihr denn, dass Archytas von Tarent mit des Bösen Hilfe die hölzerne Taube fertigte, welche so gut flog, wie eine lebendige? Oder, dass der berühmte Albertus Magnus nur mit Teufelskunst den hölzernen Kopf gemacht hat, welcher wie ein Mensch redete? Habt Ihr niemals von der berühmten Kugel des Trebellius gehört, worin man eine sehr reine und subtile Feuchtigkeit und einige Tropfen wunderbaren Öls tat, und nun zuerst das Chaos, danach aber die Elemente abgesondert erblickte. Endlich zog sich der reinste und hellste Teil über die Elemente her und führte mit sich die Sonne, den Mond und die Sterne, welche von keinem äußeren Werkzeug, sondern durch den inwendigen durchgehenden Geist wunderbar

und unaufhörlich getrieben wurden und die Bewegung des Himmels höchst sonderbar vor Augen stellten? Glaubt Ihr denn, dies sei allein durch des Satans Beihilfe möglich gewesen? Habt Ihr nicht auch von dem großen Regiomontanus in der Freien Reichsstadt Nürnberg in Deutschland vernommen, welcher einen großen hölzernen Adler künstlich herstellte, und solch Wunderwerk dem Kaiser Maximilian, als dieser gen Nürnberg zog, bis weit vor die Stadt entgegen fliegen, begrüßen und mit langsamem Flug bis in die Stadt begleiten ließ? Auch werdet Ihr als ein Physikus, welcher die Magie studiert hat, wohl von des Regiomontanus eiserner Mücke wissen, welche aus seiner Hand losgelassen, im Gemach rund um die Gäste und dann in die Hand zurückflog? Und meint Ihr wohl, dass dieser gottesfürchtige Künstler einen Pakt mit dem Teufel gemacht hat?«

»Ich merke wohl, dass ich einen Mann vor mir habe, welcher sowohl in *praxi* als auch in *theoria* der Magie wohl erfahren und bewandert ist«, versetzte der Schiffschirurgus mit Respekt. »Sicherlich habt Ihr Eure Studien zu Bologna, Paris oder Oxford gemacht. Daran darf freilich die Armut nicht denken. Deshalb ist aber unser einer nicht ganz unerfahren in *rebus magicis* und weiß recht wohl, dass man *magiam artificialem sive mathematicam* auch mit Gottes Hilfe exekutieren kann.«

»Und würdet Ihr mich in bösen Verdacht haben, Meister, wenn ich diese meine Wunde, so wie die Wunden aller dieser braven Burschen, welche mit Ehren die Waffen geführt haben, in kurzer Zeit heilte, ohne nur meine Hand an die beschädigte Stelle zu legen. Würdet Ihr selbst dann noch anzunehmen versucht sein, ich stehe in näherer Bekanntschaft mit dem Höllenkönig?«

Das Erstaunen des Wundarztes hatte sich so sehr seiner Seele bemächtigt und alle Funktionen des Körpers dergestalt gehemmt, dass ihm die Arme schlaff am Leib herabhingen, der Mund weit aufstand und die Augen mit einem gewissen Ausdruck von Furchtsamkeit starr auf das ironische Gesicht des Jünglings gerichtet waren. Sein ganzes Aussehen hatte in der Tat etwas Unheimliches, und die von Schmerzen geplagten Matrosen warfen sich sorgenvolle Blicke zu. Endlich bewegte sich wieder etwas in Meister Habermanns Gesicht, er fing an, schwer zu schlucken, als habe er den Mund voll Grog genommen und zu trinken vergessen hatte.

Mit ungemessenem Respekt arbeitete er die Worte hervor: »Mit Verlaub, hoch zuverehrender Herr Doktor, so könnt Ihr wohl das weltberühmte sympathetische Wundpulver zubereiten, welches der hochgeehrte Herr Graf Kenelm Digby, Kanzler Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien, die leider Gottes aus ihren Staaten vertrieben, in Frankreich leben muss, von einem Karmeliter am Hofe des Großherzogs von Toskana, der es aus dem Orient mitgebracht hatte, herstellen gelernt hat?«

»Da Ihr also wohl über den Ursprung des sympathetischen Heilpulvers unterrichtet seid«, versetzte Flaxmann, »so werdet Ihr auch wissen, dass der Graf Digby das Geheimnis der Zubereitung des Pulvers dem König Jakob auf dessen hohen Befehl mitteilte. Danach erfuhr es auch des Königs erster Leibarzt, Herr von Mayenne. Dieser war ein natürlicher Bruder des Herzogs von Mayenne in Frankreich und teilte auf einer Reise zu ihm, in dessen Nähe er sein Freiherrngut Aubonne bei Genf besaß, dem Herzog das Geheimnis auf dessen Begehrt mit. Der Herzog hatte es seinem Chirurgus verraten und dieser verkaufte es, nachdem der Herzog bei der Belagerung

von Montalban geblieben war, für hohe Summen. Darauf hat es der Graf Digby selbst nicht mehr verschwiegen, und von ihm habe ich es gelernt. Aber nicht allein das sympathetische Heilpulver, sondern auch die Waffensalbe hat er mich auf die einzig richtige Weise zuzubereiten und anzuwenden gelehrt.«

»Auch die Waffensalbe!«, kreischte der Schiffschirurgus .
»Geehrtester Herr Doktor, Ihr könntet, mit Verlaub, Euren untertänigsten Diener zeitlebens glücklich machen.«

»Ich bin kein Doktor,« versetzte der Fremde kurz.

»Befehlt nur, mit Verlaub, hochgeehrtester Herr, wie ich Euch titulieren soll. Ihr werdet einem armen Schiffschirurgen, der sein Stückchen Brot kümmerlich genug verdienen muss, nicht zu schaden suchen.«

»Mein Name ist Flaxmann, ich bin dänischer Rekrut, der sich jetzt in des Siegers Gewalt befindet. Wie soll ich Euch schaden können, Meister?«

»Mit Verlaub! Ihr beliebt Euer Inkognito beizubehalten und es ziemt Eurem untertänigsten Knecht nicht, Euch daran zu hindern. Aber ein Mann, der eine goldene Dose führt, welcher in *arte medica* wohlerfahren, *chirurgiam* studiert, die berühmtesten Universitäten der Welt frequentiert und solcher hohen Personen wie der Graf Digby Umgang gewürdigt worden ist, könnte und dürfte wohl Ansprüche auf besondere Titel und Ehrenbezeugungen haben.«

»Ihr macht da Prämissen, Meister, die ich Euch nicht zugeben kann«, sagte der Fremde mit einem verstohlenen Seufzer, und der ironische Zug seines Gesichts hatte sich in einen schmerzlichen verwandelt. »Mer hat Euch gesagt, dass ich ein Doktor oder ein vornehmer Mann bin? Seid unbesorgt, Meister, dass ich Euch ins Handwerk pfusche, und selbst wenn ich

ein wenig von der geheimen und sympathetischen Heilkunde verstände, so hätte ich weder Lust noch Mittel, eine solches auszuüben. Drum gebt nur immerhin etwas von Eurem Wundwasser, von Eurer Charpie und eine Binde her.«

Der Heilkünstler Schiffschirurgus reichte alles mit devoter Dienstfertigkeit und einem Anstrich von Huldigung und Neugierde.

»Mit Verlaub«, kratzfüßelte er dazu, »ich sehe, Ihr versteht auch das Blut zu versprechen und geschickt mit dem Bindzeug umzugehen. Ihr seid gewiss ein Schüler des glorreichen deutschen Arztes, Doktor Georg Franke von Frankenau, gewesener erster Leibarzt des Königs von Dänemark, dessen hohe Wissenschaft ihren Ruhm in der ganzen Welt ausgebreitet hat?«

»Bedenkt doch, Meister, dass Franke von Frankenau bereits 1704 zu Kopenhagen verstorben ist, und dass ich zu jener Zeit erst sechzehn Jahre zählte. Doch habe ich von manchem aus den Schriften dieses großen Arztes profitiert.«

»Ich kenne einen Mann, der Jahre lang auf dem Wasser umhergefahren ist und nicht Gelegenheit gehabt hat, der Geheimnisse theilhaftig zu werden, deren Eure Gestrengen als ein Wissender erwähnte, obgleich er stets ein heftiges Verlangen im Herzen getragen hat, sich darüber zu unterrichten und den armen Burschen, denen die Glieder hier zerschossen und zerhauen werden, dadurch nützlich zu werden. Und dieser unglückliche Mann ist, mit Verlaub zu sagen, Eurer Gestrengen gehorsamster Knecht, Gabriel Habermann, Schiffschirurgus auf der Graf Mörner, Fregatte seiner Majestät des Königs Karls des XII. von Schweden. Und fürwahr, Gabriel Habermann würde es Euch zeit seines Lebens Dank wissen, wenn Ihr ihn durch Eure Mittheilungen beglücken wolltet.«

»Dazu kann wohl Rat werden, Meister Habermann«, versetzte jener leichthin, »doch müsst Ihr Euch gedulden, bis wir auf das Festland kommen, fintemal mir hier, wie Ihr wohl er-messen könnt, alle Species abgehen. «

Der begierige Schiffschirurgus nahm diese Antwort für eine bloße Ausflucht und suchte dem geheimnisvollen Fremden auf eine andere, seiner Meinung nach pfiffigere Art beizu-kommen.

»Erlaubt doch Euerm dienstfertigen Knecht«, sprach er, »dass ich auf Eurer Brust diejenige Wirkung untersuchen darf, welche die Euch dort getroffene Kugel,

opponente magia, angerichtet hat. Ich sehe das Loch in Eurem Rock und fürwahr, ich möchte die geheimen Mittel kennen-lernen, mit welchen man die Kraft einer, aus einer fünf Schritt entfernten Pistole abgefeuerten Kugel, welche bereits Rock, Kamisol und Hemd durchschlagen hat, sich vom Leib halten kann.«

»Ihr werdet da kaum weiter etwas als eine leichte Kontusi-on erblicken«, sagte der Fremde und entblößte die Brust, in-dem er das Etui, von den lauernden Augen des Chirurgus wohl bemerkt, beiseiteschob und wirklich nur eine rote Stelle zeigte.

»Die Wunde ist schon wieder geschlossen und bereits in der Heilung begriffen«, setzte er schalkhaft hinzu. »Vielleicht kann ich Euch auch diesen Abend die Kugel zeigen, welche hoffentlich noch heute von mir gehen wird.«

»Und Ihr scheint von all dem gar keinen Schmerz empfun-den zu haben! Ihr tragt vielleicht einen geheimen Talisman, ein Schibboleth, ein Amulett, welches Paracelsus Zenextum nennt, oder sonst ein wundertätiges Sigill, einen St. Georgentaler bei Euch, der Euch das Gefühl des Schmerzes raubt? Ich

sehe, mit Verlaub zu sagen, ein rotes Büchlein auf Eurer Brust. Sollte ich vielleicht richtig geraten haben?«

»Ihr irrt, Meister Habermann, aber sicherlich habt Ihr schon von dem berühmten Distichon gehört, welches, alle Tage fünf Mal gesprochen, indem man die Hand auf den Schaden legt, von allen Schmerzen befreit.«

»Das wäre!«, rief der Wundarzt, und seine spannlangen Gedanken waren, wie der Fremde beabsichtigt hatte, vom Etui auf die wunderbaren Verse gerichtet.

»Ich habe wohl so etwas einmal gehört, doch kenn' ich die Verslein nicht. Mit Verlaub, sagt sie mir, gestrenger Herr! Man ist ja auf der *Graf Mörner* keinen Tag sicher, einen Hieb oder Stich zu erhalten, und so kann man so etwas gar wohl gebrauchen.«

»Mit Vergnügen sollt Ihr nicht allein die gegen den Schmerz, sondern auch die gegen die Trunkenheit erfahren, die ich ebenfalls weiß.«

Des Schiffschirurgus volles Gesicht verklärte sich.

»Vulneribus quinis me subtrahe Christe ruinis, Vulnera-quinque Die sint medicina mei.«²

»Damit vertreibt Ihr die Schmerzen.«

»Und die Trunkenheit! Die Trunkenheit! Mit Verlaub!«

»Ihr müsst Euch einen Kranz von Efeu aufsetzen und diesen Hexameter öfters rezitieren. Jupiter his alta sonuit clementius Ida.³ So werdet Ihr alle Freuden des Tranks in Eurem Geist verspüren, ohne vom Geist desselben überwältigt zu werden.«

»Ia, woher einen Efeukranz nehmen, auf diesem unfrucht-

² Christus, entreiß mich durch deine fünf Wunden dem Verderben. Gottes fünf Wunden sind mein Heilmittel.

³ Gütiger lässt sich Jupiter vom hohen Ida also vernehmen.

baren Meer?«, seufzte der Chirurgus und sagte den letzten Hexameter mehrmals heimlich nach, um sich ihn ins Gedächtnis zu prägen, ohne des Distichon gegen die Schmerzen einer Wunde weiter zu gedenken.

Der plötzlich von Wundern umgebene Mann war so sehr in seiner Tätigkeit gehemmt worden, dass es einer Erinnerung des Lieutenants Gad bedurfte, um ihn auf die noch nicht geschnittene und verbundene Anzahl der Verwundeten aufmerksam zu machen.

»Nun, Freund Habermann«, fragte der Lieutenant spöttisch, «habt Ihr endlich durch langen Diskurs herausgebracht, zu welcher europäischen Viehsorte unser Bekannter aus dem Kaffeehaus in Hamburg gehört?«

Der Schiffschirurgus geriet in Verlegenheit, denn an das nationale Herkommen des merkwürdigen jungen Mannes hatte er noch nicht gedacht. Er half sich aber schnell und entgegnete mit geheimnisvollem Gesicht: »Ein Magus ist er! Ein hochstudierter Theurgus, dem alle geheimen Kräfte der Natur zu Gebote stehen. Ich zittre an allen Gliedern vor Furcht und Staunen. Eine Pistolenkugel, die ihm Juel Swale in die Brust geschossen hatte, will er diesen Abend von sich geben. Von der Wunde sieht man nichts mehr als einen roten Fleck, und als er eine Viertelstunde mausetot danieder gelegen hatte, ist er aufgesprungen und hat wütender gefochten als zuvor. Das müsst Ihr ja selbst mit angesehen haben. Und denkt Euch, ein intimer Freund ist er des berühmten Grafen Digby, Kanzler Ihrer Majestät der Königin Marie von England.«

Der Hörer dieser Worte hätte kein geborener Schwede sein müssen, um nicht jenes Grauen zu empfinden, welches der dem Bewohner der nördlichen Länder mit der Muttermilch eingeflöste und in Blut und Saft übergegangene Aberglaube

bei Erwähnung eines Übernatürlichen und Außerordentlichen in die Seele wirft. Denn Schweden ist das Arsenal alles Glaubens an Gespenstern, Hexen, Elfen, Nixen, Inkuben, Zauberer und an die abenteuerlichen Kräfte all dieser Wesen.

Der Lieutenant Gad war bleich geworden, und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, den Fremden mit scheuen Blicken bestreifend auf das Verdeck zurück.

Sein verstörtes Aussehen verkündete, dass etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse, und der eine und der andere, der sich, in Bezug auf ein freundschaftliches Verhältnis zum Lieutenant, etwas erlauben durfte, trat ihm mit der Frage, was es gäbe, in den Weg. Der Lieutenant vertraute seinen Freunden, was er so eben selbst mit Staunen erfahren hatte, und seine Seelenstimmung ging schnell auf die anderen über, und bald lief die Kunde von den schauerlichen Eigenschaften des Fremden von Mund zu Mund, und die Matrosen plauderten darüber, sich dann und wann mit besorgten Blicken umschauend, ein Langes und Breites.

Der Kapitän Norcroß hatte für die schauerlichen Fantasiegemälde seines Untergebenen eben keine schwedische Empfänglichkeit. Still lächelnd hörte er dem ausführlichen Bericht des Unterlieutenants zu, bis dieser den Namen jenes zu seiner Zeit bekannten Naturforschers und Ritters, Grafen Digby, nannte. Nun wurde der Kapitän aufmerksam und ging, nachdem er dem Lieutenant die Führung des gekaperten Schoners übergeben und Befehle zu dessen schleuniger Ausbesserung erteilt hatte, hinab, um selbst mit dem Fremden zu reden. Dieser hatte sich in einem Zustand von Erschöpfung, der eben nicht zugunsten seiner übernatürlichen Kraft sprach, auf eine Kanone gelegt und erhob sich nur mit Mühe, um den Gruß des Kapitäns zu erwidern.

»Wenn es mir auf der einen Seite nicht anders als leidtun kann, Euch verwundet zu sehen, mein Herr«, sprach Norcroß verbindlich, »so freut es mich auf der andern gewiss eben so sehr, einen so tapferen und unerschrockenen Mann der Krone Schweden vielleicht in Euch erworben zu haben. Kennt Ihr meinen Namen?«

»Ich habe nicht die Ehre, obgleich ich Euch in Hamburg sah, freilich ohne einen Seehelden in Euch zu ahnen«, versetzte jener mit edlem Anstand. »Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr mir etwas Näheres über Euch zu erfahren vergönnen wollt.«

»Darf ich auf Erwidern dieser Gefälligkeit rechnen? Mein Name ist John Norcroß. Ich bin Kapitän dieser Fregatte *Graf Mörner*, Kaperschiff seiner Majestät des Königs von Schweden.«

»Ihr seid ein Engländer«, fiel jener rasch und lebhaft ein.

»So ist es, und mein Name schon kann das bezeugen. Doch seht Ihr, dass ich mit Leib und Seele ein Schwede geworden bin.«

»Doch seid Ihr noch immer ein treuer Anhänger seiner Majestät des Königs Jacob III. und seines erlauchten Hauses?«

»Ich bin's!«, versetzte der Kapitän mit Stolz, »und darf es frei bekennen unter dieser Flagge.«

Damit deutete er durch die Treppenöffnung hinauf zu den drei goldenen Kronen, auf welche die Sonne ihren herbstlichen Blick warf, und die der Wind prächtig entfaltete.

»Aber wer seid Ihr, der Ihr mich zu kennen scheint?«, fragte Norcroß den Fremden.

»Ich hörte einst Euren Namen an einem anderen Ort nennen«, sagte der Rekrut, »und ich erinnerte mich dessen wohl.«

»Wo? Wo?«, fragte der Kapitän heftig.

»Zu St. Germain, im Coursaal eines unglücklichen Königs.«

»Ihr seid ...?«, fragte Norcroß gespannt, und seine Hand hatte die des Fremden erfaßt. »Ihr seid ...?«, wiederholte er.

»Wir werden belauscht«, flüsterte ihm jener zu und deutete auf des Schiffschirgus neugieriges Gesicht, das sich näher geschlichen hatte. »Und mein Geheimnis passt nur für Eure Ohren, Kapitän.«

Norcroß zog den Fremden an der Hand in die Kajüte und in dem hinteren Teil derselben in einen verschlossenen Verschlag, welcher eigens für den Kapitän bestimmt war. Die Tür wurde von innen verriegelt, und Meister Habermann sah die Umstehenden verdrießlich an.

Unerwartete Verfügung

Als Kapitän Norcroß mit dem geheimnisvollen Fremden Hand in Hand wieder aus der Kajüte trat, war es Abend geworden. Über das leicht bewegte Meer zitterte das Abendrot in tausend und aber tausend reflektierenden Lichtern, der Wind war umgesprungen und kam, obgleich nur in matten Stößen, von Osten. Schlaff hing das Segeltuch an den Masten und Rahen, und die Letzteren klapperten eintönig an den nicht angezogenen Tauen, denn es hatte des Kapitäns befehlendes Wort gemangelt. Lieutenant Gad hatte sich sogleich nach erhaltenem Befehl an Bord des Schoners begeben, um mit demselben nach Nordost zu steuern. Die Verwundeten waren in ihre Hängematten gebracht worden. Juel Swale hatte bereits hier und da auf dem Verdeck vergossenes Blut abgescheuert. Der dritte Teil der Mannschaft war dem Lieuten-

ant gefolgt. Die nicht verwundeten Dänen hatten sich in die Ecken zurückgezogen. Nur die Rekruten, welche nicht Ursache hatten, mit ihrem Los unzufrieden zu sein, hatten sich mit den müßigen Burschen der *Graf Mörner* um den bejahrten Steuermann versammelt und schenkten seinen klugen Sprüchen und Erzählungen ein aufmerksames Ohr. Ebbe Reetz war das Orakel des Schiffes, und dass man gewohnt war, sich in allen Fällen seine Meinung zu erbitten, bewies jetzt die Anrede des Kapitäns, welcher mit dem Fremden heraufgekommen war.

»Reetz, wann werden wir bei diesem uns nicht günstigen Wind in Stockholm sein?«

»Es kommt allein darauf an, wie Ihr zu fahren gedenkt, ob mit halbem Wind zwischen der Landspitze und Bornholm hindurch an den gefährlichen Ertholmen hin, oder aber direkt gegen den Wind um die bornholmische Sandbank herum.«

»Ich denke, wir tun keines von beiden bei diesem Wind. Was haltet Ihr vom Wetter? Das Abendrot könnte uns wohl sicher machen.«

»Herr«, sagte der Steuermann langsam und nachdrücklich, »ich bin ein geborener Däne und war noch nicht von der Größe und dem Alter jenes flinken Buben, da nahm mich mein Vater, der Unterlieutenant auf dem Linienschiff *Die Königin* war, schon mit gegen die Schweden, als der holländische Admiral Ruyter den Dänen im Sund zu Hilfe kam. Herr Gott! Das sind 56 Jahre und ich war damals sechs bis sieben Jahre alt und konnte kaum das Geitau am Ende schleppen. Das war bald nach dem schrecklichen Sturm der Schweden auf Kopenhagen in der argen Winternacht des 11. Februar 1659, wo der König Karl Gustav, unseres Königs Majestät Großvater, die Hälfte seines Heeres, seine besten Generäle und seinen

hohen Kriegeruhm verlor. Ich war ein Kind, aber ich verstand den Jubel, der damals durch ganz Dänemark schallte. Danach ging ich mit meinem Vater zur See und habe in der Zeit nicht viel mehr Land betreten, als was man mit einem Sechzigpfünder überschießen kann. Ich kenne das Gewässer hierum vom Finnischen Meerbusen bis zum Skagerrak und noch weiter nach Westen, Süden und Norden, wie diese meine rechte Hand, mit der ich nun schon so manches liebe Jahr das Steuer gelenkt habe. Denn ich habe den Russen gedient, seit der Zar Peter sich zuerst aufs Meer gewagt hatte, und bin nun schon wieder, seit des Königs Majestät aus der Türkei zurück ist. Das sind fast zwei Jahre in schwedischen Diensten, gelockt von den schönen Versprechungen, die der König allen erfahrenen Seeleuten machte, die auf seinen Kaperschiffen fahren wollten. Ich habe sechzehn Seeschlachten mitgemacht in diesem Meer. Ich habe unter dem großen Seehelden Juel gedient. Junge, du kannst stolz sein, seinen Namen zu führen. Wenn ich Euch sage, dass ich alle Fahrwasser, Klippen und Sandbänke in diesem Meer kenne, wie die Züge und Linien in meiner Hand, so will ich damit nicht geprahlt, sondern nur so viel gesagt haben, dass ich trotz meines Alters und ziemlicher Kenntnis des Meeres doch den Himmel und das Wetter nicht so weghabe, wie ich oft in meinem törichtem Wahn glaubte. Es ist ein schweres Ding um die Kenntnis des Wetters, und ich habe in meinem Leben nur eine Seele gekannt, die sich darauf verstand. Das war ein Orlogschiffsmann und blieb vor Hamburg, als der vorige König von Dänemark dieser Stadt hart zusetzte und die Huldigung von ihr verlangte. Das Wenige, was ich weiß, habe ich von dem braven Kai Lyke gelernt. Gott habe ihn selig.«

Die Gesichtszüge des alten Mannes nahmen einen schlaffen

frommen Ausdruck an. Er faltete die Hände und blickte wie gleichgültig zum westlichen Himmel, wo aus dem verschwindenden Abendrot ein weißer gekräuselter Wolkenstreif aufschoss und nach Osten zu immer breiter sich entfaltend hinzog, bis er, im weiten Halbkreis, vom mächtigen Horizont verschlungen wurde.

Der Kapitän hatte die lange Erörterung mit Geduld angehört und dann und wann durch ein freundliches Nicken seine Zufriedenheit mit den Äußerungen des bejahrten Steuer-manns zu erkennen gegeben.

Er sagte mit gnädigem Gesicht: »Uns allen, und vorzüglich mir, ist Eure Bescheidenheit wohl bekannt, Meister Reetz. Sagt mir nun, was haltet Ihr vom Wetter nach Eurer schlichten Meinung, und danach wird sich ergeben, wann wir, um Bornholm bei schlimmen und durch die Meerenge bei gutem Wetter steuernd, auf direkter Fahrt in Stockholm sein können. Denn ich leugne nicht, ich sehne mich nach Rast und möchte die Ehre haben, unserem allerdurchlauchtigsten König die allerliebste Prise selbst zu überbringen. Es ist das neunte Schiff auf dieser Fahrt, welches ich aufgebracht und nach Stockholm geschickt habe. Und fürwahr, es ist nicht das Schlechteste. Also, Eure Meinung, wackerer Meister, rund heraus und weiter nichts.«

»Wenn Ihr weiter nichts von mir verlangt, Kapitän, als was ich in meinem alten Kopf aufbringe, so muss ich Euch sagen, dass mir dieser Wolkenstrich nicht sonderlich gefallen will. Ich denke, diese Nacht werden wir noch Ruhe haben, aber morgen Nachmittag kann's kommen. Es naht jetzt die Zeit der Stürme. Die Monate, welche ein R haben, schnarchen den Schiffsleuten übel in die Ohren. Der Erste fängt sachte an, der Zweite wird schon wilder. Wir haben bald Ende Oktober und

der Dritte wird uns sein *R* durch alle Rippen und Planken pfeifen und der Leinwand und dem Takelwerk manch' knarrendes Wörtchen sagen. Wenn wir nun auch noch nicht in Ystad anlegen, so wär's am besten, wir gingen durch die bornholmischen Gewässer und liefen in Kalskrona ein, warteten ab, was der Himmel verfügt, und trieben dann weiter.«

»Schönsten Dank, Meister«, sagte der Kapitän, drückte dem an seiner Lederkappe rückenden Greis die Hand, und wandte sich wieder zu Flaxmann, den unterdessen die Matrosen mit scheuen Blicken gemessen hatten.

Als sie sich einige Schritte entfernt hatten, sagte Norcroß vertraulich: »Ich wollte mir nun den Kopf abschlagen lassen auf die Gewissheit, dass wir morgen Abend Sturm haben. Der Alte ist unser untrügliches Wetterglas, und wie er in allen nordischen Meeren jede Klippe, jedes Fahrwasser, jede Untiefe und Sandbank kennt und selten das Lot zur Hand zu nehmen braucht, um die Tiefe an den Küsten zu erforschen, so kennt er auch jedes Wölkchen am Himmel und weiß, was es zu bedeuten hat. Man muss aber allemal seine ganze Lebensgeschichte *in compendio* hören, wenn man ihn um etwa fragt. Ich bin das gewohnt und schätze deshalb den mir nützlichen Mann nicht minder. Erlaubt nun, dass ich Euch noch einige Instruktionen gebe. Denn wie ich Euch schon gesagt habe, morgen Abend muss das Werk ausgeführt sein, bevor der Sturm beginnt.«

»Ihr seid mein Engel, Kapitän!«, rief Flaxmann mit einem dankbaren Blick.

Beide standen lange im Hintergrund, über den die Nacht schon ihre Schleier breitete, und sprachen heimlich zusammen, von den Blicken der Schiffsleute beobachtet, die sich über die schnelle Freundschaft der beiden jungen Männer

nicht genug wundern konnten und ihre eben nicht scharfsinnigen Bemerkungen meist von der Faselei des Chirurgus erzeugt, laut und leise machten.

Der Kapitän trat heran und sagte zu dem flinken Schiffsjungen: »Juel, ruf' dem Schoner zu, dass er sich zu uns verfüge. Ich habe dem Lieutenant Gad Notwendiges zu sagen.« Sogleich sprang der Junge an die Kanone, die ihm zur Bedienung anvertraut war, und ehe noch Norcroß zu dem Fremden zurückgekehrt war, flammte die feurige Zunge über das Meer durch die dunkle Nacht, und die düstere Wasserfläche wurde auf einen Augenblick weithin erhellt, und der gewaltige Ruf rollte donnernd darüber hin. Kaum war die Einladung verhallt, so sah man den Schiffsjungen schon wieder auf dem Verdeck mit einer ungeheuren Laterne, in welcher eine ganze Flamme statt Licht brannte. Wie ein Eichhörnchen am Baumstamm kletterte der Knabe in der Finsternis an den Tauen und Rahen hinauf und erreichte bald den Mastkorb, wo die Laterne als Zeichen für das befreundete Schiff aufgehängt wurde. Es war noch keine Viertelstunde vergangen, so hörte man schon am Rauschen des Wassers die Ankunft des Schoners. Der Kapitän ließ die Fallreetrepppe auswerfen und befahl dem Führer, sich herüber zu verfügen. Der Lieutenant erschien auf dem Verdeck der *Graf Mörner*. Beim Schein einiger Laternen, welche in der Nähe am Fockmast befestigt waren, hatte sich die ganze Schiffsmannschaft zusammengedrängt, um zu erfahren, was diese unerwartete Verfügung veranlasst haben möchte.

»Lieutenant Gad«, redete der Kapitän diesen im Angesicht aller an, »es macht sich notwendig, dass ich Euch nicht allein das Kommando des erbeuteten Schoners, sondern auch der Fregatte selbst auf 24 bis 36 Stunden übertrage. Ich bin über-

zeugt, Ihr werdet mein Vertrauen rechtfertigen. Unser Bootsmann mag unterdessen sich an Bord des Schoners begeben und dort den Befehl haben. Nähert Euch morgen am Tage der schwedischen Küste, und lauft, wenn es dunkel geworden ist und ich noch nicht wieder zu Euch gestoßen bin, in den Ystader Hafen ein. Dort erwartet mich. Sollte Euch morgen etwas auffallen, was unserem König Nutzen oder Schaden bringen könnte, so werdet Ihr dasjenige mit Verstand und Tapferkeit tun, was einem Schweden und treuen Diener seines Königs zukommt.«

»Man soll die Schaluppe herrichten!«, befahl der Kapitän den gaffenden Matrosen, und die Burschen purzelten übereinander, um die erhaltene Weisung zu vollziehen.

»Juel Swale!«, rief der Kapitän dem Schiffsjungen zu: »Du scheuerst dich jetzt von Kopf bis Fuß in Seewasser und fährst dann in deine Livree. Nachher will ich dich noch mit Eau de Lyon einsalben, damit dir der Teergeruch etwas vergehe. Ferner schaffst du meine Staatskleider mit allem, was dazugehört, ins Boot. Vergiss nicht, einige Strickleitern und Waffen für sechzehn Mann mitzunehmen, wir könnten sie brauchen.«

Bald war das Befohlene in der Kajüte des Bootes, und beim Schein der Laternenlampen sah man die nackte Gestalt des Schiffsjungen um das Boot herum sich in die dunklen Gewässer tauchen und trotz der herbstnächtlichen Kälte derselben sich behaglich bewegen. Es verging keine Viertelstunde, während welcher die auf das Boot beorderten Matrosen ihre Vorkehrungen zur Abfahrt machten, als Juel Swale in einen netten Jockey umgewandelt vor seinem Herrn trat.

Der Kapitän lobte ihn und wandte sich zum Steuermann: »Wohlan, Meister Reetz, Eurer Vorsorge wollen wir uns in

dieser dunklen Nacht anvertrauen. Ihr sollt uns führen. Euer Dienst soll unterdessen nicht zu Eurer Unzufriedenheit versehen werden. Dafür bürgt Euch Lieutenant Gad.«

Der Steuermann befolgte schweigend den Befehl und begab sich in die Schaluppe. »Lieutenant Gad«, sprach der Kapitän weiter, »Herr Flaxmann hier wird sich an Bord des Schoners begeben. Da er im Seewesen keineswegs unerfahren ist, so werdet Ihr Euch nötigenfalls mit ihm verständigen. Wenn er auch gerade nicht als Kommandeur auftreten will, so werden die Leute des Schoners doch wohl tun, seinen Weisungen zu folgen.«

Der Lieutenant war nicht weniger sowohl über diese neue Verfügung als auch über das ungewöhnliche und vom Kapitän stark betonte Prädikat »Herr« erstaunt, welches der Kapitän dem dänischen Rekruten beilegte. Doch an strengen Befehl gewöhnt, verbeugte er sich, obgleich mit einem leisen Kopfschütteln. Bald darauf ertönte der Ruf des Steuermanns aus dem Boot, dass bis auf den Kapitän alles zur Abfahrt bereit sei, und Norcroß geleitete den geheimnisvollen Fremden höflich an Bord des Schoners. Dort hatten sie zusammen eine lange geheime Unterredung, und der Kapitän schied endlich nach einer von vielen Schiffsleuten bemerkten herzlichen Umarmung und begab sich auf die Schaluppe. Dort hüllte er sich in seinen Mantel. Auch Juel wurde mit einem anständigen Überkleid versehen. Der Steuermann sah den Kapitän fragend an, aber dieser wartete ruhig, bis Schoner und Fregatte so weit entfernt waren, dass das Boot von dort aus nicht mehr gesehen werden konnte.

Dann sagte er laut: »Westsudwest!« Sogleich strichen die starken Burschen die langen Riemen mit Kraft, und das leichte Fahrzeug flog auf der dunklen Meerflut wie ein vom Bogen

abgeschnellter Pfeil dahin.

»Meint Ihr, Reetz, dass wir vor Tagesanbruch in Kopenhagen sein könnten?«, fragte der Kapitän den Steuermann leise.

»Herr Gott!«, versetzte dieser, »so fragte der König Christian V. von Dänemark in dem für Schweden gar bösen Jahr 1677, nachdem er die Insel Rügen eingenommen hatte und wieder nach Kopenhagen zurückfahren wollte. Es war am 16. Oktober, es ist mir noch in Erinnerung, als wenn es vor drei Wochen geschehen wäre. Ich hatte wohl allerlei am Himmel bemerkt, was mir nicht absonderlich gefiel. Aber ich war ein junges Blut, Unterbootsmann und verstand nichts vom Wetter. Als nun der König fragte, stand ich nicht weit davon. Der Kapitän der Fregatte, die bestimmt war, den Herrn zu tragen, antwortete kurz und als hätte er dem lieben Herrgott ins Logbuch gesehen oder wisse um seine Geheimnisse, weil er sich mit ihm duzte. Diese Nacht werden Eure Majestät in Höchstdero Bette schlafen. Ich dachte: Na, Sturm und Wind kehren sich an keines Königs Majestät, und wenn sie daher brausen in ihrer Gewalt, dann müssen die mächtigsten Herren der Erde schweigen. Zehn Schiffe begleiteten den König als Geschwader. Nachmittags blies aber des Herrn Odem und warf uns umher. Die Nacht kam heran und die bösen Anzeichen des Himmels machten uns allen Angst und bange. Die See tobte fürchterlich und warf uns nach Südosten, sodass der König, wenn er noch hätte hoffen dürfen, vom Himmel verschont zu werden, fürchten musste, den Schweden in die Hände zu fallen. Da habe ich erfahren, welch' ein armseliger Mensch ein König ist, wenn die Hand des wahrhaftigen Königs des Himmels und der Erde über ihm schwebt. Da habe ich einen König beten sehen aus Herzens Grund und ohne Heuchelei, und das ist fürwahr eine Seltenheit. Ich will Euch

aber nur das gesagt haben, auf Eure Frage, Kapitän, dass die Antwort nur der weiß, der die Stürme erregt und besänftigt und in dessen Hand das Weltmeer ein Tropfen ist, der vom Hauch seines Mundes erzittert. Denn denkt Euch, Kapitän, der Sturm hielt damals fünf Tage und vier Nächte an, und schon am zweiten Tag frühmorgens, als es hell wurde, sahen wir kein einziges Schiff mehr vom Geschwader des Königs. Wir warfen einen Anker aus, aber das Tau zerriss, als wenn ein Knäblein einen Zwirnsfaden zerreißt. Wir verloren nacheinander die drei großen Anker. Der Sturm zerbrach das Steuer und riss es fort, und schon am dritten Tag hatten wir kein Boot mehr. Da war die Not groß, aber sie sollte noch größer werden. Denn in der dritten Nacht wurden wir an ein Felsenriff, wahrscheinlich an der Küste von Blekinge, geschleudert, welches das Schiff so sehr beschädigte, dass das Wasser so stark wie ein Mann hereindrang und kaum mit vier Pumpen, an welchen die ganze Schiffsmannschaft arbeitete, ausgeschöpft werden konnte. Die Brandung warf uns in die See zurück und wir sahen unserem Untergang jede Minute entgegen. Der König war auf seinen Tod vorbereitet und sah, wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat, in den Kampf der Elemente. In dieser äußersten Not befahl der Kapitän den kleinen uns allein noch übrig gebliebenen Anker auszuwerfen - es war zum Lachen. Denn die drei großen waren verloren gegangen, und keiner hatte eine Viertelstunde gehalten. Was sollte uns der kleine nützen? Aber der Herr bedient sich gar oft eines unscheinbaren Werkzeuges, um Wunder damit zu verrichten und sich daran zu offenbaren. Das gute und trostreiche Sprichwort *Wenn die Not am höchsten, ist die Hülfe am nächsten* bewährte sich am König von Dänemark. Der Anker - begreife es einer - hielt fest und rettete uns alle vor dem

Tode. Als nun am fünften Tag der Sturm nachgelassen hatte und der Himmel wieder blau über uns hing, lichteten wir den Anker. Der König hat ihn nachher vergolden und zum ewigen Gedenken im Zeughaus aufhängen lassen. Aber wir hatten ja keine Steuer mehr und durften nicht wagen, die Segel zu setzen, um nicht an die schwedische Küste geworfen zu werden. So trieben wir denn noch zwei Tage und zwei Nächte kreuz und quer auf der See umher, bis wir endlich auf der bornholmischen Sandbank - Ihr kennt sie, Kapitän, sie läuft wohl an die zwölf Meilen südwestlich von Bornholm und ist an manchen Stellen zwei bis drei Meilen breit - festsäßen, vier Meilen von der Insel. Da hingen wir nun und konnten nicht mehr von der Stelle. Zum Glück entdeckte uns ein bornholmscher Schiffer, und so kam denn das Volk in mehr als dreißig Fahrzeugen und holte uns ab. Der König aber schlief erst in der achten Nacht in seinem Bett.«

»Nun, Ihr wisst ja, Reetz«, sagte Norcroß lächelnd, »dass wir kein Bett in Kopenhagen haben, also sagt nur Eure Meinung. Gesetzt den Fall, es stieß' uns gar nichts auf, und der Himmel bliebe uns günstig, wann glaubt Ihr wohl, dass wir an der Brücke bei Güldenlund anlegen können? Denn in den Hafen dürfen wir nicht hinein, das versteht sich von selbst.«
»Wenn Ihr weiter nichts wissen wollt, als meine Meinung, Kapitän, so denk' ich, dass wir in der dritten Nachtwache anlegen können.«

»Und Ihr kennt jedenfalls gute Schlupfwinkel in der Nähe von Güldenlund, wo Ihr das Boot ein oder zwei Tage verstecken könnt, bis ich mein Geschäft in Kopenhagen abgemacht habe?«

»Es wäre nicht gut«, entgegnete der Steuermann, »wenn ein Mann, dessen Blick, als er zum ersten Mal die Augen auf-

schlug, auf jenes Meer fiel, welches zwischen Seeland und Schonen sich ausbreitet, und sein langes Leben meist auf diesem Meer zugebracht hat, nicht alle Buchten und Meerzungen, ja was sag' ich, alle Gestrüppe und Felsenlöcher kennen sollte. Gebt mir Wind und Wasser, wie ich's brauche, und es soll kein Strich an der Küste von Seeland sein, so weit man ihn mit einem Vierundzwanzigpfünder bestreichen kann, wo ich Euch, und wären die Klippen noch höher und zackiger, nicht dies Boot drei Tage und noch länger verberge. Da war der große Juel, an dem Tage, wo er die schwedische Flotte zerstörte, in Verlegenheit ...«

»Nun wohlan!«, rief Norcroß, und verfügte sich in die Kajüte, um sich dem Schlaf zu überlassen, woran ihn des Steuermanns neue Erzählung mit Gewalt mahnte. Doch dieser wurde dadurch verhindert, seine Fata unter dem großen Juel am selben Tag zu erzählen. Da er aber ein sehr duldsamer Mann war, so war er darüber nicht böse, sondern tat unverdrossen seine Schuldigkeit.

Zauberei

Die Fregatte *Graf Mörner* und der von ihr erbeutete Schoner hatten sich vor Anker gelegt, und ihre Bewohner überließen sie dem sanften Schaukeln auf der Meeresflut, welches sich allmählich in den schönsten Schlaf wiegte, den ein Seemann auf dem Wasser zu schlafen vermag. Ein von der Fregatte ausgesetztes Boot brachte beide Schiffe miteinander in Verbindung.

Der Chirurgus ging unruhig auf der Fregatte umher und besah sich, seiner Pflicht gemäß, seine Kranken. Er war noch

einsilbiger als sonst und sprach der Rumflasche noch häufiger zu. Dabei brummte er und schüttelte den Kopf, als gehe er über etwas mit sich zurate und könne sich doch für nichts entscheiden und bei genauer Abwägung des Für und Wider zu keinem Resultat gelangen. Die Kranken fertigte er kurz ab und ließ, als er zufällig in die Nähe des Lieutenants Gad gekommen war, seine Augen lange starr und prüfend auf dem Gesicht desselben hängen.

»Nun, Meister!«, sagte dieser mit dem Ton jener hochmütigen Anmaßung, die, den Augenblick der ihr übertragenen Gewalt benutzend, sich geltend und wichtig zu machen sucht. »Wollt Ihr nicht auch unsere Verwundeten auf dem Schoner vor dem Schlafengehen besuchen?«

»Ich war eben daran, das Boot zu besteigen«, versetzte der Wundarzt und schien den übermütigen Ton in des Lieutenants Stimme zu überhören, den sein widerspenstiger Charakter nicht ertragen haben würde, wären in seinem Kopf nicht ganz andere Dinge vorgegangen. »Mit Verlaub, Lieutenant, es wäre wohl unser Schade nicht, wenn wir dem Herrn da drüben - denn etwas Vornehmes ist es gewiss - die Ehre erweisen, eins mit ihm zu trinken. Ich will nicht behaupten, dass es Euch und mir gerade zukäme, ihm das Kompliment zu machen, aber Ihr habt doch gesehen, wie der Kapitän mit ihm umging. Doch es soll ganz Eurem Ermessen anheimgestellt sein. Ich muss ja ohnedies hinüber und wäre freilich gern in Eurer Gesellschaft gefahren.«

Des Lieutenants geistige Gaben waren nicht von der Art, um begreifen zu können, dass hinter des Chirurgus Antrag eine andere Absicht verborgen sei, als dem fremden Mann eine Ehre zu erweisen.

Er erwiderte deshalb kurz: »Solange ich nicht weiß, wer die

Leute sind, trink ich mit keinem, um nicht in Gefahr zu kommen, mich weggeworfen zu haben. Hat Kapitän Norcroß seine Gründe gehabt, mir nicht zu sagen, wer dieser sonderbare Mann ist, so habe ich die meinen, die Gesellschaft desselben nicht zu suchen.«

»Es wäre, mit Verlaub zu sagen, sowohl Eurem als auch meinem Interesse mehr angemessen, die Gesellschaft dieses Mannes zu suchen. Wir sind doch beide von der Natur nicht verwahrlost. Man könnte vielleicht an dem und jenem abnehmen, was es mit diesem Herrn Flaxmann und der wunderlichen Nachtfahrt des Kapitäns, die sicherlich zusammenhängen, für eine Bewandnis habe. Mit Verlaub, Lieutenant, würdet Ihr denn böse sein, wenn Ihr auf eine listige Weise hinter das Geheimnis kämt? Und dass es was Wichtiges ist, geht aus allen Indizien hervor.«

»Nun, wie wolltet Ihr denn mit Eurer List, deren Last eine Mücke auf dem Schwanz über den Sund von Seeland nach Schonen trägt, das Geheimnis erforschen?«

»Ihr müsst anderer Gaben nicht immer nach den Euren beurteilen«, versetzte der Chirurgus giftig. »Und wenn meine List auch nur ein einziges *granum salis* ist, so habe ich dasselbe auf das rechte Fleckchen gerichtet, wo es Wunder wirken soll, und mehr als Eure Zentnerweisheit.«

»Und dieses Fleckchen wäre?«

»Der Fremde ist viel zu vornehm, um Schiffschirurgus werden zu wollen, was ihm bei seinen erstaunenswerten medizinischen Kenntnissen ein Leichtes wäre, aber es wird ihm eben so leicht sein, sich in die vakante Stelle des Kapitänlieutenants zu schieben, und dass es ihm auch dazu nicht an den gehörigen Kenntnissen gebricht, hat man ja deutlich genug aus des Kapitäns eigenem Mund vernommen, als er ihm das

Kommando auf den Schoner übertrug.«

»Was meint Ihr für ein Fleckchen, Meister Habermann?«, rief der Lieutenant ungeduldig.

»Ja, es könnte, mit Verlaub zu sagen, sogar der Fall sein, dass dieser Fremde von hoher Bedeutung sogar das Kommando der *Graf Mörner* überkäme, wenn, wie man schon gesprochen hat, Kapitän Norcroß ein größeres Schiff als unsere Fregatte zur Führung erhält.«

»Wie heißt das Fleckchen?«, donnerte der Lieutenant in Verzweiflung und packte den Schiffschirurgus bei beiden Achseln, den kleinen dicken Mann hin- und herschüttelnd, der in dieser kurzen Unterredung einem klügeren Kopf, als der des Lieutenant Gad war, hinlängliche Beweise seiner List gegeben haben würde.

»Es heißt: die Briefftasche, die der Fremde auf der bloßen Brust trägt«, versetzte Meister Habermann lächelnd.

»Die Briefftasche? Ihr habt recht! Ja, wer die Briefftasche hätte!«, rief Gad gedankenvoll.

»Ich beschaffe sie Euch, wenn Ihr gemeinschaftliche Sache mit mir machen und mit hinüber auf den Schoner fahren wollt.«

»Ihr?«, sagte der Lieutenant verächtlich mit einem spöttischen Blick auf den Chirurgus.

»Gebt mir Euer Ehrenwort, mich nicht verraten zu wollen und fahrt mit hinüber, dann verschaff' ich Euch die Briefftasche.«

»Der Kuriosität halber tu ich's schon, um eine Probe Eurer Schlaueit zu sehen, von welcher mir noch wenig bekannt worden ist. Wie aber wollt Ihr's anfangen, Meister?«

»Das werd' ich Euch nicht erst verraten! Drum lasst mich, mit Verlaub, darüber schweigen. Sorgt nur für die Ingredien-

zien eines guten Punsches!«

»Aber der Fremde ist ja verwundet und darf nicht trinken. Er hat das Wundfieber jedenfalls schon jetzt.«

»Dafür lasst mich sorgen, Lieutenant. Ein Medikus darf schon wagen, was dem Volk verboten ist.«

Gad vergab seinem Stolz etwas und sagte dem Mundarzt seine Begleitung zu. Dieser kramte nun noch eine kurze Weile in seiner Schiffsapotheke, nahm einige Schachteln und Phiolen mit und stieg dann mit dem Lieutenant die Treppe hinab in das Boot. Als sie das Verdeck des Schoners erstiegen hatten, empfing sie Flaxmann mit all der gebräuchlichen Umständlichkeit, mit Anstand und Höflichkeit gepaart, und da der Schiffschirurgus nicht verfehlte, dem Fremden alle einem Schiffskommandeur gebührlchen Ehrenbegrüßungen zu erweisen, so wurde der Lieutenant Gad selbst gegen seinen Willen fortgerissen, ein Gleiches zu tun. Flaxmann schien vergessen zu haben, dass ihm dergleichen doch eigentlich nicht zukäme, und unterhielt sich mit den Angekommenen in einem vornehm freundlichen, herablassenden Ton, der den Lieutenant am Ende doch zu ärgern begann.

»Lieutenant Gad«, sagte der Chirurgus mit seiner behaglichen Pfiffigkeit, »hat nicht unterlassen können, mich auf den Schoner zu begleiten, der ich nach meinen Kranken zu sehen gekommen bin, damit er sich selbst nach Ew. Gestrengen Befinden erkundige.«

»Ich bin Euch sehr für Eure Aufmerksamkeit verbunden, Herr Lieutenant«, sagte Flaxmann mit einer artigen Verneigung. »Obgleich mich meine Wunde etwas schmerzt, so ist sie doch von der Art, mir gerade keine großen Molestzen zu machen. Die Geschicklichkeit unseres wackeren Meister Habermann hat das Ihre getan, um jeder bösen Folge vorzubeu-

gen.«

Gad antwortete nicht und warf dem Chirurgus nur zornige Blicke zu. Dieser aber kehrte sich nicht daran, sondern fuhr, um keine Verlegenheit bringende Windstille eintreten zu lassen, fort: »Die Abende sind lang, und der Schiffer liebt die Geselligkeit. Das Wasser schneidet ja einen ohnedies von der übrigen Menschheit ab. Der dänische Lieutenant, unser wackerer Bootsmann, Meister Pehrsohn und was sonst unter den Rekruten sich zu unserer Gesellschaft passt, werden gerade nicht böse sein, wenn ich vorschlage, den Abend in Lust und Heiterkeit beieinander zuzubringen. Wein und Rum haben wir mitgebracht, um einen trefflichen Grog daraus zu brauen, und so dächt' ich, mit Verlaub, wir hingen den Kessel über das Feuer und bäten die Gesellschaft zusammen, während ich zu den zerhauenen und zerschossenen Schlingeln gehe.«

»Euer Vorschlag ließe sich wohl hören«, versetzte Flaxmann, »und würde unbedingt von uns angenommen werden, wenn nicht drei von uns verwundet wären, denen der Genuss geistiger Getränke beschwerlich werden dürfte.«

»Dieser Besorgnis bin ich, mit Verlaub zu melden, bereits zuvorgekommen«, tröstete Habermann. »Ihr, als ein wohlerudierter Medikus, werdet diejenigen Mittel kennen, welche einer Erhitzung des Blutes vorbeugen. Seht hier in dieser Phiole das berühmte Oleum des großen Arnoldus de Villa wider das Fieber, ferner ein Pulver von Bibergeil und Judenpech, welches wir in das erste Glas Grog mischen. Auch habe ich einige Abrakadabra mitgebracht, deren Ihr Euch gegen jede böse Folge mit großem Nutzen bedienen könnt.«

Der Bootsmann Pehrsohn ließ nicht gern eine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, wobei etwas für seinen Magen zu

erlangen war. Da er ohnedies einige Tage abwesend gewesen war und lange keiner geselligen Zecherei beigewohnt hatte, erhob seine etwas schwerfällige Stimme und sprach: »Ein Mann, der in allerlei Zauberwerk wohl erfahren ist, sollte sich nicht weigern, mit ehrlichen Leuten zu trinken, aus Furcht vor dem Fieber. Lasst unseren Dänen dort den Firlefanzen verschlucken, den Meister Habermann da anschleppen. Der gute Lieutenant wird sich freuen, wenn er sieht, dass wir die Freundschaftsflagge aufziehen und seinen Gram, die Rekruten nicht nach Kopenhagen gebracht zu haben, im kräftigen Dampf unseres Tranks verfliegen lassen. Und wem habt Ihr denn sonst die Ehre noch zugedacht, Herr, der heute die See rot färben helfen?«

»Es ist dies einer von den Rekruten, ein tüchtiger Seemann und geborener Franzose, der sich um mich verdient gemacht hat. Er heißt Pierre Courtin und hat einen Streifschuss am linken Backen erhalten.«

»O, mit Verlaub«, rief der Chirurgus, »der Backen ist nicht so zerschossen, dass er nicht ein Glas Grog so lange darin halten könnte, um es zu schlucken, und wäre er es auch, so kann sich Monsieur Courtin des rechten Backens zum Trinken bedienen, und gegen das Fieber wollen wir schon ein gutes Präservativ geben.«

Der Bootsmann hätte unterdessen den Franzosen herbeigeholt.

»Vaintre - dot!«, rief dieser, als er von einem Gelage hörte, »ein Seemann muss genug kaltes Wasser sehen, soll er nicht was Warmes trinken, das zwar auch aussieht wie Wasser, aber schmeckt wie Rum und französischer Wein mit einem Zusatz von Zucker? Mir ist's eben auch recht, dass ich unter die braven Schweden geraten bin. Sie werden einen Kerl, der

kein Kopfhänger ist und in der Marineschule in Paris sein Seestudium nicht ohne Erfolg gemacht hat, auch brauchen können, und wenn ich nicht unter Tordenschild dienen kann, so wird es mir vergönnt sein, gegen ihn zu dienen.«

»Ihr könnt beide Dienste auf der Fregatte erhalten«, bemerkte Gad.

»Meint Ihr mit dem anderen?«, fragte der Franzose und deutete auf Flaxmann.

Der Lieutenant nickte stolz mit dem Kopf.

»Was mich betrifft«, warf Flaxmann lächelnd ein, »so dank ich Euch sehr für Eure Güte, mich zu platzieren. Aber ich muss in der Tat meine Beförderung einem Höheren überlassen.«

Der Schiffschirurgus warf dem Lieutenant einen schadenfrohen Blick zu, aber befürchtend, die gegenseitige schroffe Stellung der beiden möchte in offenbare Feindseligkeit ausbrechen und sein geheimer Zweck dadurch vereitelt werden, zog er seine Arzneimittel hervor und begann die Mischung zum Besten der Verwundeten. Der gefangene dänische Lieutenant wurde herbeigeholt und der Schiffskoch, von Meister Habermann beordert, richtete schon Kessel und Feuer zu, während er selbst seinen Umgang bei den Verwundeten hielt. Nach Beendigung dieses Geschäfts verfügte er sich wieder zur Gesellschaft und hing denen, welche er vor dem Fieber sichern wollte, zuerst die Amulette an.

Der Franzose riss den Zettel wieder vom Hals, betrachtete ihn mit einer possierlichen Neugierde und warf ihn unter Absingung eines auf den Schiffen gebräuchlichen Begräbnisliedes, wobei er nicht unterließ, einige komische Einfügungen zu improvisieren, mit karikierter Zeremonie über Backbord ins Meer, an welcher Seite des Schiffes bekanntlich bloß die

Leichen unehrlicher Leute, nichtswürdiger Buben ... ins feuchte Grab gesenkt werden.

Die anderen lachten und der Chirurgus ärgerte sich. Der Franzose schien aber seine Insolenz noch weiter treiben zu wollen, jedoch ganz für sich und ohne dass die anderen etwas davon merkten. Als nämlich Meister Habermann mit seinen Mixturen und Latwergen angerückt kam und jedem Verwundeten mit funkelnden Augen seine abgemessene Dosis zuteilte, ließ Monsieur Courtin, entweder, weil er pfiffig, schlau und gewandt im Benehmen des Wundarztes etwas Auffälliges bemerkt hatte, oder überhaupt von einem unüberwindlichen Abscheu gegen alle Medizin erfüllt war, den alten dänischen Lieutenant und Flaxmann willig ihr Teil zuerst nehmen. Der Chirurg beobachtete diese Prozedur mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit und gab nun auch Courtin das seine hin. Dieser wendete sich aber, indem er sich anstellte, als verschluckte er seine Portion, goss sie aber rasch durch eine Luke der Kajüte hinaus in das Meer, in dessen weiten Raum er die Essenz besser aufgehoben glaubte als in seinem Bauch. Dabei wusste er so trefflich zu spielen, dass Meister Habermann sich völlig überzeugt hielt, der launige Franzose habe sein Teil so gut wie die beiden anderen. Der Heilkünstler mischte hierauf vergnügt den Grog und bediente als Wirt die in kurzweiligen Gesprächen sich ergötzenden Gäste. Man hatte keine Stunde beisammengesessen, als der alte Däne über eine nicht zu überwindende Schläfrigkeit klagte und sein Haupt auf den Tisch neigte und einschlief. Flaxmann entgegnete, dass er dasselbe Verlangen fühle. Habermann erläuterte in breiten und langweiligen Demonstrationen, dass dies Folge des Blutverlustes sei, und obgleich die Arznei das Fieber verhindert habe, so dürfe sie doch den zur Genesung

so höchst heilsamen Schlaf nicht auch aufheben, und er rate wohlmeinend, sich demselben zu überlassen. Er predigte aber bereits schlafenden Ohren, denn Flaxmann war von der Macht des Triebes bezwungen, auf der anderen Seite des Tisches eingeschlummert und der pfiffige Franzose, den noch kein Schlaf angewandelt hatte, erheuchelte wenigstens eine gleiche Müdigkeit. Meister Habermann hatte die Wirkung des Schlaftrunkes, den er in die Arznei gemischt hatte, mit Luchsaugen beobachtet. Da er nun des Erfolgs gewiss zu sein glaubte, winkte er dem Lieutenant verstoßen und sagte: »Ich dünkte, Lieutenant Gad, mit Eurem Verlaub, wir brächten die Schläfer in ihre Hängematten.«

Der Bootsmann bot seine Hilfe an, erhielt aber vom Lieutenant einen Befehl, der seine Entfernung nach sich zog. Sobald sie sich allein sahen, fiel der Chirurg mit einer zur Mut gesteigerten Neugierde über Flaxmann her, indem er triumphierend rief: »Seht, Lieutenant, wie ein dummer Deutscher noch Witz genug hat, das Euch unmöglich Scheinende auszuführen! Die geheimnisvolle Briefftasche wird sogleich in unseren Händen sein.«

Gad gönnte dem sich aufblasenden Wundarzt gern den wohlfeilen Triumph und hatte selbst für weiter nichts Sinn, als das Büchlein, in welchem sie beide die Lösung aller Rätsel dieses Tages vermuteten, an sich zu bringen. Habermann hatte dem schlafenden Fremden das grobe Wams aufgeknöpft, seine gierige Hand suchte nach der Öffnung des Hemdes, und einen Augenblick darauf zog er das Etui hervor. Aber ein neues Hindernis stellte sich ein. Es war mit einer Schnur künstlich am Leib befestigt und der Chirurgus suchte vergebens nach einem Knoten, den er zu lösen und nach abgemachter Sache wieder zu schlingen gedachte. Er äußerte mit

lauten Worten seine Verlegenheit, und der Lieutenant riet, vor Neugierde brennend, kurzen Prozess zu machen und die Schnur zu durchschneiden. Der Chirurgus wollte Bedenklichkeiten über die Folgen äußern, aber der Lieutenant hörte nichts, sondern ergriff das Bindezeug des Wunddoktors, um ein Messer oder eine Schere zur Ausführung seines Vorsatzes daraus hervorzuziehen. Habermann starrte unterdessen mit vor Begierde tränenden Blicken, die äußere rote Hülle des Büchleins an, und entdeckte, dass die Decke von einer Kugel verletzt war. Dadurch wurde ihm die wunderbare Erhaltung des Fremden auf eine natürliche Weise klar und er fing an, einzusehen, wie es möglich sei, dass der Wundermann die Kugel von sich geben könne, ohne gerade ein Zauberer zu sein. Eine zweite weit ärgerlichere Bemerkung des Chirurgen an der Brieftasche war, dass dieselbe mit einem Schloss versehen und kein Schlüssel, solches zu öffnen, zu erspähen war. Er äußerte diesen zweiten unangenehmen Umstand mit einem derben Fluch.

Doch Lieutenant Gad sagte trocken: »Haben wir das Ding einmal in der Hand, soll uns auch das Schloss nicht kümmern. Geschnitten muss werden, und es ist nun einerlei, ob wir die Schnur allein oder auch die Decke des Büchleins mit zerschneiden. Also frisch darauf!«

Er setzte sich in Bewegung. Aber in demselben Augenblicke wurde der eine rechts, der andere links mit einer solchen Gewalt zurückgeschleudert, dass sie sich überpurzelten und mit unwillkürlichem Zetergeschrei das Entsetzen, welches sie erfasste, ausdrückten. Als die Matrosen herbeieilten, fanden sie die Lampen gelöscht, die beiden zitternd am Boden und die drei Übrigen schlafend auf dem Tisch liegen. Der Franzose Courtin, der sich die Freude nicht hatte versagen können, den

beiden Sündern diesen Schrecken einzujagen, hatte sich schnell wieder, nachdem er die Lichter ausgeblasen hatte, in seine vorige Position begeben. So fiel es keinem ein, ihm jene Schuld zu geben, was man vielmehr für Wirkung einer magischen Kraft hielt, die dem geheimnisvollen Fremden zu Gebote stände, und im Augenblick seiner Gefahr selbst ohne sein Zutun ihm beistehe. Sowohl Habermann als auch Gad waren von einem so furchtbaren Grauen befallen, dass es keiner wagte, sich dem sonderbaren Mann zu nähern. Sie gingen wie begossene Hunde davon, überließen die Schläfer ihrem Schicksal, ließen sich auf die Fregatte übersetzen und suchten, sich voreinander schämend, das Lager. Nichts aber gleicht dem Schrecken des Chirurgus, als er am andern Morgen mit sichtbarer Verlegenheit auf das Verdeck des Schoners stieg, um seine Kranken zu besuchen, und Flaxmann ihm frei entgegengrat und die dunkelgesponnene List nebst der verunglückten Ausführung Zug für Zug vorhielt. Der bestürzte Mann sank in die Knie und erhob seine Hände jammernd zu dem fremden unbeweglichen Mann.

»Vergebt, vergebt!«, rief er, »ich erkenne, mit Verlaub, Eure große Macht. Ich war ein Blinder und Irregeleiteter!«

»Euch soll vergeben sein«, versetzte Flaxmann. »Merkt an dieser Lektion, dass die mir zu Gebote stehenden Geister mich nie verlassen. Ich wusste ja, dass Ihr mir einen Schlaftrunk gabt, aber ich wollte doch sehen, was Ihr bezweckt und Euch meine Macht ahnen lehren.«

Von diesem Augenblick an galt der Fremde für eine Art überirdischen Wesens auf beiden Schiffen, und der im höchsten Grade abergläubische Lieutenant Gad wagte keinen Fuß an Bord des Schoners zu setzen.

Zur Jagd des Kronprinzen

Ein freundlicher Herbsttag lag auf den nordischen Gegenden. Die Nebel, welche fast das ganze Jahr über auf den Gewässern liegen, hatte die klärende Herbstsonne verdrängt. Ihre Kraft gewährte eine weite Aussicht auf die blaue Flut und die hellen Küsten.

Der Kronprinz Christian von Dänemark, 17 Jahre alt, hatte zu Ehren Kathinkas, der Gemahlin des russischen Zaren Peter, welcher mit dieser einen Besuch in Kopenhagen machte, eine glänzende Jagd einige Meilen nordwestlich von Kopenhagen angeordnet. Man sah an diesem Morgen eine Menge Hofherren zu Pferde und Hofdamen in Wagen aus der Residenz eilen, teils um selbst der Freuden der Jagd an einem so herrlichen Tag, wie dieser zu werden versprach, teilhaftig zu sein, teils um durch Anschauen der Luft Vergnügen zu empfinden. Einige von den Damen schienen. Nach ihrer Kleidung zu schließen, selbst gewillt, als Nymphen der Diana die Spur des Wildes mit zu verfolgen. An der Spitze dieser mutigen Amazonen sah man die 27-jährige Zarin. Andere dagegen - und das war die Mehrzahl - eilten nur an den Platz, um sich zu zeigen und auf dem nicht weit von Guldenslund unweit des Seegestades gelegenen königlichen Jagdschlosses nach beendeter Jagd sich mit Tanz und anderer Kurzweil zu ergötzen.

Nicht weit vom Zar und dem Kronprinzen sah man eine junge Dame zu Pferde, mit den wildschönen Reizen einer Amazone, mit jenem weiblich gebieterischen Wesen und den kühnen Zügen, womit die bedeutungsvolle Göttersage die Beherrscherin der Wälder, die Jägerin Diana, ausgestattet hat. Nur fehlte in dem imponierenden Gesicht der Reiterin jener

starke Zug kalter Keuschheit, welcher von einer anderen Seite die Göttin als nächtliche Himmelswandlerin charakterisiert. Vielmehr stammte aus dem Auge der dänischen Jägerin ein süßes Feuer, welches die Männerwelt stärker anzuziehen pflegt, als die kalte Keuschheit der Mondgöttin. Die bezeichnete Schöne hatte die steife Tracht ihres Zeitalters, insofern sie der Bewegung einer reitenden Jägerin hinderlich war, mit einem leichten grünen Jagdrock vertauscht. Ebenso gab sich in ihrem übrigen Äußeren eine gewisse Nachlässigkeit kund, die in Widerspruch mit der gespreizten Gezwungenheit der übrigen Damen stand. So war an die Stelle des hochfrisierten gepuderten Toupets ein gefälliger schottischer Kopfputz getreten, in welchem manche Hofleute auch außerdem noch eine besondere politische Bedeutung suchten. Ein paar natürliche Locken quollen unter dem gestreiften Barett hervor und fielen auf die halb entblößte bräunliche Schulter. Der volle Busen wogte fessellos im bunten Mieder, über welches der Reitrock nur zur Hälfte gespannt war. Wer sich also von den damals noch weit stärkeren Fesseln der Mode loszusagen imstande war, um einen schönen Körper in malerischer Hülle zu zeigen, musste von Leib und Seele ein außerordentliches Wesen sein. Und wirklich entsprach schon das, was man sah, ein herrlicher schlanker Wuchs, ein reizendes Gesicht von etwas gedämpfter Farbe und ein großes brennendes Auge dieser Voraussetzung. Jezuweilen sah die stolze Reiterin auf die Hofschranzen, die sie umgaben, mit einem Blick voll kalter Gleichgültigkeit. Dann warf sich ihr schön geschnittener Mund spöttisch auf und wenn sie ja auf die Schmeicheleien, die man ihr zuzuflüstern so geschäftig war, etwas erwiderte, so geschah es mit Hohn. Zu ihrer Rechten ritt ein fein geputzter junger Mann von mittlerer Statur, mager und unansehn-

lich. Um seine Schläfe flog ein dürftiges rötliches Haar, fein flaches, farbloses Gesicht zeugte von wenig Geist und nur aus seinem blinzelnden Auge sprach ein solcher, der Geist der Lüge. Der Ausdruck des Auges gab seinem ganzen Wesen etwas Lauerndes. Wirklich neigte er sich bald zur Reiterin, bald zu seinem Nachbar, bald vor, bald hinter, und während auf seiner Lippe kaltes Lächeln schwebte, lauerten Auge und Ohr auf Worte, Blicke, Mienen und Bewegungen seiner Umgebung.

Plötzlich sah man den Kronprinzen, einen schwächlichen, aber nicht uninteressanten Jüngling, sich vom Zar abwenden und an die schöne Reiterin heransprengen. Ehrerbietig wichen die Hofleute zurück, und nur der bezeichnete Reiter zur Rechten hielt sich nicht so weit entfernt wie die Übrigen, und behauptete durch seine Nähe irgendein Recht auf die Dame.

»Sie werden mir doch erlauben, verehrtes Fräulein von Gabel, Ihnen das erste Stück Wild, welches meine Hand heute erlegt, als Tribut Ihrer Schönheit zu Füßen legen zu dürfen? Ich habe vor Kurzem noch gehört, dass Sie die edle Kochkunst trotz unseres Küchenmeisters verstehen. Wenn Sie mir versprechen, das Wildbret selbst zuzubereiten, so lade ich mich zu Gast bei Ihnen dazu.«

»Sie sind sehr gütig, Königliche Hoheit«, versetzte die Dame, »mir die Gunst, das Mittel Ihrer Belohnung zu sein, vergönnen zu wollen. Dem Sieger gehört der Preis. Ich werde ihn braten und Eurer Hoheit vorsetzen. Aber was soll ich mit dem Fell und dem Geweih anfangen? Soll ich Ihnen dies auch auf eine passende Weise zurechtmachen, mein Prinz?«

»Ich bitte Sie, Fräulein, Ihrem Bräutigam ein paar Beinkleider aus dem Fell gerben zu lassen. Und mit dem Geweih - zum Geweih wird sich ja wohl auch ein Liebhaber finden.«

»Mein Himmel!«, rief Fräulein von Gabel mit gekünstelter Bestürzung, »Sie wünschen wohl, dass ich das Geweih meinem Bräutigam auch zum beliebigen Gebrauch überlasse?« Bei diesem unzarten Scherz ließ sie ihre Augen mit dem Ausdruck von Verachtung auf dem glatten Reiter rechts ruhen, dessen Gesicht sich zum Grinsen verzog, während der Kronprinz in ein lautes Lachen ausbrach, in welches die Höflinge in der Nähe einstimmten.

»Willst du Fell und Geweih des Hirsches zum Geschenk annehmen, Raben?«, fragte der Prinz den geputzten farblosen Jüngling. »Du sollst auch das Fleisch mit verzehren helfen. Fürwahr, ein paar derbe hirschlederne Hosen werden dir besser stehen, als dieser farbige Plunder der an deinen Beinen herumschlottert. Das Geweih kannst du dir in deinem Wohnzimmer an die Wand nageln lassen, und jedermann wird dich für einen passionierten Waidmann halten.«

»Ich sehe das Geschenk für eine Gnade Eurer Hoheit an«, lispelte der Kammerjunker.

Das Auge des Fräuleins glühte zornig und über ihre Lippen flog ein Wort, das wie *Pinsel* klang.

Der Prinz warf der reizenden Reiterin einen Blick voll Huldigung zu, und lenkte sein Pferd dicht an das ihre. Der Bräutigam blieb zurück, indes die Unterhaltung des Prinzen und der Dame von beiden Seiten mit Wärme geführt wurde, bis auch der Zar, an der schönen Reiterin ebenfalls Wohlgefallen findend, hinzukam und sich in das Gespräch einmischte.

Nachdem der Kammerjunker eine Zeit lang hinter seiner Braut und seinem Herrn hergeritten war, schien er einzusehen, dass er hier eine etwas lächerliche Rolle spiele. Er hielt also sein Pferd zurück und ritt bald darauf neben einem der Wagen, in welchen die Hofdamen einlogiert waren.

Aus diesem Wagen bog sich auf seinen Gruß ein weibliches junges Gesicht, welches eben nicht mit den das Männerauge sogleich bestechenden Reizen jugendlicher Schönheit ausgeschmückt war, in welchem man aber bei genauerer Betrachtung so viel weibliche Grazie, züchtige Sitte und ein Übermaß von Güte und Edelsinn gewahrte, dass man gar bald den Mangel hoher Schönheit vergaß. Das dunkelblaue Auge dieser Dame schwamm im lebendigen Ausdruck einer reinen, gefühlvollen Seele, die Formen des Gesichts und des übrigen Körpers hatten viel Edles, und aus ihren ungezwungenen Bewegungen entfaltete sich die duftendste Blüte der höheren Weiblichkeit, die Blume der Sanftmut.

»Ihre Base hat heute einmal ihre Kaprizen, mein Fräulein,« redete der goldblonde Kammerjunker Raben die Dame im Wagen an. »In ihre Launen sich finden wollen, hieße Wasser mit dem Sieb schöpfen.«

»Schätzen Sie sich doch glücklich, diese Launen ertragen zu dürfen«, versetzte die Dame mit einem angenehmen Lächeln. Dafür haben Sie ja den Triumph gefeiert, den Lord Palmerston ausgestochen zu haben. Ich weiß eine Zeit, Herr Kammerjunker, wo Sie keinen Preis für zu hoch geachtet hätten, um nur der Gegenstand der Launen dieses Mädchens zu sein. Sie haben Ihr Ziel erreicht, ohne weiter einen Preis zu zahlen, ein Opfer zu bringen. Was wollen Sie noch weiter? Sind Sie nicht der beneidende Mann am dänischen Hof? Sind Sie nicht der glückliche Bräutigam der schönen, von aller Munde gefeierten Friederike von Gabel?«

»Leider!«, versetzte der Kammerjunker mit einem Seufzer, der das lose Kind im Wagen zum Lachen brachte. Auch die übrigen Damen im Wagen standen nicht an, den Kammerjunker ins Gesicht zu lachen, der über seine Unvorsichtigkeit, die

ihm in einer Anwandlung von Unmut entschlüpft war. Er wusste selbst nicht wie, erschrak, dass er sich furchtsam umsah, um sich zu überzeugen, dass sie nicht allzu viel zu Ohren gedungen sei. Sein Kopf gab ihm kein anderes Mittel an die Hand, sich bei den Damen im Wagen aus einer für ihn großen Verlegenheit zu ziehen, als die Worte »Leider, wollte ich sagen, bin ich von den großen Vorzügen des Fräuleins von Gabel so sehr durchdrungen, dass ich für ihre kleinen Fehler gar kein Auge habe.«

»Dazu will sich Ihr ›Leider!‹ schlecht passen!«, versetzte die Dame. »Und wenn sie ja kein Auge für die Fehler meiner Muhme hätten, weshalb wären Sie gekommen, sich bei mit über ihre Launen zu beschweren?«

»Mein wertgeschätztes Fräulein von Ove«, winselte der Kammerjunker, »ich leide heute an meinem Nervenübel. Schieben Sie mir meine unglückliche Klage auf diesen bösen Umstand. Sobald mich mein Zufall plagt, bin ich geneigt, die Dinge schwärzer anzusehen, als sie sind. Ich bitte Sie deshalb dringend, lassen Sie mich die Fehler meiner schwachen Natur nicht entgelten. Verraten Sie meiner Braut nicht, dass ich in einem Anfall meiner Nervenschwäche ein paar unbesonnene Worte über die Herrliche habe fallen lassen, der ich nicht wert bin, die Schuhriemen aufzulösen. Sie wissen ja, Christina, wie ich Friederiken anbete.«

»Ich weiß alles«, rief Christina von Ove launig. »Aber wie können Sie mich für eine Hochverräterin, für eine Majestätsverbrecherin an einer so heiligen, göttlichen, folglich ganz übermenschlichen und überirdischen Liebe behalten? Nein, mein Freund, ich verstehe Sie zu schätzen samt Ihrer Liebe. Was Ihre schwachen Nerven verschuldet, soll Ihr wachswieches Herz nicht durch mich entgelten. Hier haben Sie meine

Hand darauf. Und die übrigen Damen schwören Ihnen in meine Hand hier zur Stelle einen feierlichen und leiblichen Eid, dass unsere starken Zungen keine Silbe verraten, die Ihre schwachen Nerven unaufgefordert ausgeplaudert. Wohlan, meine Freundinnen, schwören Sie!«

»Wir schwören!«, riefen alle mit einem komischen Pathos.

Der nun zufriedengestellte Kammerjunker verneigte sich hochvergnügt, um den verschwiegenen Damen seine verbindlichste Danksagung abzustatten.

Bald trottete es wieder hinter seiner schönen Braut her, um nötigenfalls zu ihren Diensten gleich bei der Hand zu sein. Die Damen im Wagen belachten noch eine Zeit lang die Angst des glücklichen Bräutigams.

Der beraubte Graf

Der Zug hatte sich noch nicht den Waldgebieten genähert, welche sich nordwestlich von Kopenhagen in der Nähe der Meerenge von Helsingör landeinwärts nach Frederiksbund ausbreiten, als sich unter dem Gefolge des Kronprinzen das von den zur Jagdfron aufgebotenen Bauern herrührende Gerücht verbreitete, es sei am Abend vorher ein reicher englischer Graf bei der Durchreise durch den Wald von Helsingör nach Kopenhagen von einem Räuberhaufen überfallen und seiner Equipage beraubt worden. Er habe nur das Leben und eine Geldsumme, die er bei sich hatte, gerettet und liege mit seinem Jockey und Kutscher in einem nahen Dorf.

Man erzählte sich viel von dieser Räuberbande und gab mehrere Beispiele ihrer Gewalttätigkeit zum Besten. Hier hatte sie einen Wanderer überfallen, dort einen Meierhof geplün-

dert, und es konnte nicht fehlen, dass das Gerücht von der Beraubung des Engländers zu des Kronprinzen Ohren drang. Erbittert über die Unbill, die einem angesehenen Fremden in den dänischen Staaten und auf der Insel Seeland selbst und bei der Anwesenheit des Zaren widerfahren war, gab der Kronprinz zur Stelle Befehle zur Verfolgung der Räuber. Aber er hielt es ebenso wohl für seine Pflicht, dem Beraubten Anteilnahme an dem erlittenen Unfall zu bezeigen und durch Wohlwollen den Verlust in etwas zu vergüten. Der Zar stimmte ihm bei. Die Fürsten beschlossen demnach, die Jagdroute über das benannte Dorf zu nehmen, und den Grafen, wenn dieser Lust bezeige, in die Jagdgesellschaft auf- und folgenden Tages mit nach Kopenhagen zu nehmen. Mit diesem Beschluss geschah den Damen ein großer Dienst. Denn kaum war etwas vom Unfall des fremden Grafen verlautet worden, als auch von den Teilnehmerinnen des Jagdzugs nichts weiter besprochen wurde. Die Damen schienen sich eine besondere Freude daraus zu machen, ihre Neugierde gegenseitig zu erregen, und die ausgesprochenen Mutmaßungen, ob der Fremde jung oder alt, schön oder hässlich, angenehm oder englisch finster, verheiratet oder ledig sein möchte, waren eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Je näher man dem Dorf kam, desto gespannter wurde die Erwartung, und als der Zug angelangt war, sah man sämtliche Damen aus den Wagen steigen und sich in einen Kreis um den Kronprinzen drängen, welcher einen Kammerjunker in das Wirtshaus schickte, um dem Grafen Kondolenz und Einladung zu überbringen. Nun waren alle Blicke auf die Haustür gerichtet. Selbst das Fräulein von Gabel fühlte eine innere Regung, die ihr stärker vorkam als gewöhnliche Neugierde. Wer auf diese Weise erwartet wird, hat natürlich viel für sich.

Weiß er sonst noch äußere Vorzüge zu zeigen, so hat er gewonnenes Spiel. Das Ungewöhnliche ist der rascheste Sieger über das weibliche Herz.

Und doch war die Überraschung allgemein und groß, als der Fremde, dem Kammerjunker folgend, in der Tür erschien und sich mit Anstand und Ungezwungenheit vor den Fürstlichkeiten und dem Hofstaat verbeugte. Dieser junge Mann zeigte ein vollendetes Äußeres. In seinem reizenden Gesicht war keine Spur des berüchtigten englischen Ernstes zu finden, seine großen dunklen, lachenden Augen bezauberten zur Stelle alle Damen. Und wie reich er sein musste, konnte man an seiner Kleidung erkennen, die an gefälliger Form und einfacher, von wahren Geschmack zeugender Pracht in der ganzen Gesellschaft nicht ihres Gleichen fand. Und doch schien dies sein gewöhnlicher Anzug zu sein, so ungezwungen bewegte er sich darin. Auch war er keineswegs so geputzt, wie man wohl vor ein fürstliches Haupt zu treten pflegt. Der Kammerjunker nannte dem Prinzen den Namen des Engländers. Wenige Minuten später flogen die Worte »Graf Digby« von Mund zu Mund, und man hörte wohl hier und da den Zusatz: »Ein alter berühmter Name! Wahrscheinlich ein naher Verwandter des Kanzlers der Königin Maria und also ein Jacobit!«

Der Kronprinz begrüßte den Grafen mit einer gefälligen Handverneigung, und dieser trat näher heran, verneigte sich abermals und sagte gewandt: »Fast möchte ich meinen kleinen Unfall als einen Glücksfall preisen, da er mir die hohe Gnade Eurer Königlichen Hoheit zuwege gebracht hat, die mir plötzlich in so glänzender Herrlichkeit aufgeht, wie die Sonne nach einem kleinen Gewitterregen.«

Der Kronprinz verstand gerade so viel englisch, um den

Sinn der Worte des Fremden zu erfassen, und fühlte sich durch das feine Kompliment geschmeichelt. Er ließ dem Fremden durch den Kammerherrn von Gersdorf, der gewöhnlich seinen Dolmetscher machte, seine volle Gnade, jegliche Unterstützung und Verfolgung der Räuber sowie nach Habhaftwerdung dieser ihre strenge Bestrafung versichern. Der englische Graf dankte mit seinen Worten für diese unverdiente Gunstbezeugung und sagte, dass er zwar durch den Überfall einige Tausend Pfund verloren, dessen ungeachtet aber in seinem Portefeuille so viel gerettet habe, um nicht in Verlegenheit zu kommen, dass er auch bei einem Kopenhagener Wechselhaus mehrere Tausend Pfund zu seiner Disposition vorfinden werde. Er werde sich aber erlauben, das volle Maß der kronprinzlichen Gnade auf den einen Punkt hinzuweisen, dass er seiner Königlichen Hoheit öfters untertänigst aufwarten wolle, und, wenn die Räuber eingefangen würden, um ihre Begnadigung bitten werde, da solch armen Teufeln, die doch das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hätten, eine so kleine Remuneration, die sich noch dazu sehr unter sie austheilen werde, zu gönnen sei.

Die originellen und gewandten Äußerungen des Grafen wurden bewundert. Alles war entzückt, einen so feinen Gesellschafter gewonnen zu haben. Und die Damen freuten sich auf den Abend, wo sie diesen Adonis, dies Muster eines vollendeten Hofmannes, in seiner vollen Glorie zu sehen hofften. Manche machten im Stillen Pläne, wie sie den herrlichen Tänzer - denn das musste er sein - fesseln und für sich gewinnen wollten. Der Kammerherr von Gersdorf stellte zuerst als Zeremonienmeister des Kronprinzen, der Form gemäß, den Grafen Digby dem Zaren, der Zarin und der Suite vor und machte sie mit dessen Unfall bekannt, wovon sie bereits alle

unterrichtet waren. Danach stellte er dem Grafen den Hof einzeln vor und machte bei Fräulein von Gabel den Anfang. Kaum war ihr Name genannt worden, als ein Blick aus des Grafen wunderschönen Augen auf sie fiel, der ihr in die innerste Seele drang.

Als die Zeremonie vorüber und ein Imbiss eingenommen war, wurde dem Grafen ein Pferd vorgeführt und ein Jagdgewehr überreicht. Seinem Jockey und Kutscher wurden befohlen, auf ihren Herrn im Jagdschloss des Kronprinzen unweit von Guldenslund zu warten.

Der Graf ritt zwischen dem Kronprinzen und dem Fräulein und erzählte auf beider Wunsch seinen Unfall, jedoch mit so viel gefälligem Humor, dass die Reiterin mehrmals in lautes Lachen ausbrach und zuletzt sich und der ganzen Gesellschaft, in des Grafen Ton einstimmend, zu dem an dem neuen Begleiter begangenen Raub gratulierte, der ihnen zu einer so angenehmen Unterhaltung verholfen hatte. Ehe die Jagdgesellschaft an dem Ort gelangte, von welchem man sich zu den angegebenen Punkten verteilen sollte, war der Graf schon so vertraut mit der Gesellschaft, als gehöre er zum Hof. Die Damen fanden, und vor allem Fräulein Gabel, in deren Nähe sich der schöne Mann stets befand und die deshalb allgemein beneidet wurde - wie ungern saßen die anderen in den Wagen, wie gern hätten sie auch Pferde bestiegen, um den interessanten Fremdling zu umschwärmen.

Fräulein Gabel fand es vorzüglich, dass der Graf alle jene schönen Eigenschaften zusammen im vollkommenen Grade besitze, welche die Neugier vorhin nur einzeln an ihm gewünscht oder erwartet hatte. Er war jung, schön, liebenswürdig, gewandt, geistreich. Man sah und hörte es ihm an, er kannte Welt und Hof genau, er war von hoher Geburt, reich

und unabhängig, und wie sie aus einigen seiner Äußerungen mit Gewissheit schließen konnte, noch unvermählt.

Auf einer etwas hochgelegenen Waldfläche waren Zelte aufgeschlagen worden, in welche die Gesellschaft einkehrte und worin es sich die Damen, außer Fräulein von Gabel, bequem machten. Denn sie, die Glückliche, ritt an des herrlichen Engländers Seite auf das gegebene Signal über Stock und Stein auf und davon in den herbstlich bunten Wald, das flüchtige Wild zu erjagen.

Der geputzte Bräutigam des Fräuleins, der gelockte Kammerjunker Raben, machte ein saures Gesicht, sobald er sich aber nur von einem Blick der ihn Umgebenden beachtet sah, verwandelte es sich in ein zuckersüßes. Zu seinem Verdruss nötigte ihn die Dienstpflicht, in der Nähe des Prinzen zu bleiben. Die Jagd brauste bald nach allen Richtungen durch den Wald. Das erlegte Wildbret wurde zu den Zelten geschafft. Zum Neid der Damen erfuhr man von den Trägern, dass der Graf Digby den größten Hirsch geschossen und dem Fräulein von Gabel verehrt habe. Ein gleiches Geschenk erhielt sie vom Zaren, ein gleiches vom Kronprinzen. Sie war die Gefeierte des Tages.

Als die Gesellschaft sich am späten Nachmittag wieder unter den Zelten versammelte, konnte es einem so scharfen Auge, wie das des Fräuleins Christina von Ove, nicht entgehen, dass zwischen ihrer Muhme und dem englischen Grafen Annäherungen stattgefunden hatten, die sie beunruhigten. Christine begriff, wie dieser Mann, den ihnen ein wunderliches Schicksal in den Weg geworfen, Friederikens eigentümliches Wesen ansprechen müsse, wie noch kein Mann ihrer früheren Bekanntschaft, und dass der Fremde dadurch notwendigerweise Einfluss auf das fernere Schicksal ihrer Ver-

wandten haben könne, welcher sie mit Bangen erfüllte.

Der Kronprinz, eben keiner von den geistig ausgezeichneten Menschen, fühlte sich ebenfalls vom Grafen Digby angezogen und machte ihm Elogen über seinen Geschmack. Er bekannte ihm, dass auch er das Fräulein allen anderen Damen am dänischen Hof vorziehe, und ließ sich sogar so weit herab, dem Grafen auf dem Ritt zum Jagdschloss mit kindischer Plauderhaftigkeit zu entdecken, dass er von Fräulein von Gabel begünstigt werde, und noch mehr zu erlangen hoffe, sobald nur die Vermählung mit seinem Kammerjunker Raben, die eigentlich sein Werk sei, vollzogen sein werde.

Der Graf erwiderte darauf, er finde an dem Fräulein, als einer geistreichen und munteren Dame, nur ein allgemeines Interesse. Aber er werde nach den gnädigen Mitteilungen auch dieses nun schicklicher Weise zu verschleiern suchen, um seiner Königlichen Hoheit dadurch nicht vielleicht gar missfällig zu erscheinen.

Der Kronprinz sah sich dadurch veranlagt, den Grafen seiner höchsten Gnade zu versichern, ihn wegen seines Geschmacks an Fräulein von Gabel noch einmal zu loben und ihn sogar aufzumuntern, dem Fräulein auf jegliche Weise zu huldigen, welches ihm und ihr gleich schmeichelhaft sein würde.

Der Graf dankte und versprach, den Wünschen des Prinzen pünktlich nachzukommen.

Auf dem Jagdschloss angekommen, begab sich die Gesellschaft zur Tafel, welche schon bereitet war. Das russische Herrscherpaar saß oben an, der englische Graf erhielt seinen Platz neben dem Prinzen, an ihm das Fräulein von Gabel. Der glatte Bräutigam saß an der anderen Seite neben dem Fräulein von Ove. Es hatte sich gefunden, dass der Graf sich in dä-

nischer Sprache, wenn auch nicht geläufig, aber doch verständlich ausdrücken vermochte. Dem Fräulein und dem Prinzen erging es mit dem Englischen ebenso, und so machte man sich verständlich, so gut es gehen wollte, und man bedurfte wenigstens des Kammerherrn von Gersdorf nicht mehr zum Dolmetscher.

»Ich habe heute verschiedene Male Gelegenheit gehabt, Ihren Mut zu bewundern, mein Fräulein«, sagte der Graf im Verlauf der Unterhaltung zu Friederiken. »Mit welcher Uner-schrockenheit, die ich bisher nur an Männern wahrgenom-men habe, drückten Sie Ihr Gewehr auf die Tiere des Waldes ab. Sie haben mich und jeden Mann beschämt.«

»Wo ist es denn auch ausgemacht, dass die Männer allein in Besitz mutiger Eigenschaften sein sollen?«, versetzte das Fräulein. »Aus der Gewohnheit haben sie ein Recht gemacht, wie in vielen anderen Fällen. Aber jede weibliche Natur, die sich frei fühlt von den Schwächen, die man gewöhnlich weibliche nennt, kann ihnen doch wohl jenes angemaßte Recht streitig machen? Es gibt wohl mehr mutige Frauen, aber sie lassen sich niederhalten von der Macht der Gewohnheit und herkömmlicher Vorurteile. Ich aber denke es nicht so zu halten.«

»Und das gewiss mit vollkommendem Recht«, bemerkte der Graf. »Jeder Kraft in der Natur ist vorhanden, um geübt zu werden, um sich tätig zu zeigen. Sie haben mich entzückt durch die Beweise Ihrer männlichen Ausdauer. Warum sollte ich so grausam gegen mich selbst sein, die Kraft einer weiblichen Seele nicht bis zu ihrer natürlichen Grenze zu verfolgen?«

»Bis zu ihrer Grenze? Was verstehen Sie darunter, Herr Graf?«

»Nun, ohne Ihrem Mut, dem ich, wie schon erwähnt, meine volle Bewunderung schenke, im Geringsten nahe treten zu wollen, muss ich doch annehmen, dass selbst die stärkste Frauenseele doch nur einen gewissen Horizont erreicht, über welchen hinaus dann das eigentliche Wirkungsfeld des wahren männlichen Mutes beginnt.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, so liegt auch in Ihren Werten ein Zweifel an der Möglichkeit, dass ein weibliches Wesen in allen Stücken einem Mann gleich sei.«

»Sie werden mir zugeben, mein gnädiges Fräulein, dass es Fälle im Leben gibt, wo selbst der mutigste Mann nicht mit eilenden Schritten der Gefahr entgegen läuft?«

»Dann wird der mutigste Mann sich von einem Weib beschämen lassen müssen.«

»Sie setzen mich in das höchste Erstaunen, Fräulein.«

»Nennen Sie mir so schreckliche Fälle, deren Gefahr die mutigsten Männerherzen erzittern macht, oder vielmehr geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, dass ich jede Gefahr in jedem Falle verachte.«

»Das Grauen der Nacht, die Unheimlichkeit eines unbekanntes Waldes, das plötzliche Mordgeschrei einer Räuberrotte, die in der unheimlichen Beleuchtung einiger Fackeln aus dem Hinterhalt hervorbricht, das ist zum Beispiel ein solcher Fall.«

»Ein Fall, der Ihnen freilich sehr nahe liegt«, entgegnete die Dame lachend, »und von dessen Schrecken Sie noch erfüllt sind. Ich wünsche in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als allein bei stockfinsterner Nacht und im dichtesten Wald mit jenen Räufern zusammenzutreffen und Sie zu meinem untätigen Begleiter zu haben.«

»Zweifel zu äußern, wäre Unartigkeit gegen eine in jeder

Hinsicht so ausgezeichnete Dame. Aber den Wunsch kann ich wenigstens nicht unterdrücken, dass Sie nie allein im Wald unter Räuber geraten möchten. Ich wünschte in diesem Fall immer dabei zu sein, wenn auch nicht als der untätige Bewunderer Ihrer übermännlichen Tapferkeit.«

Das Fräulein von Gabel wurde durch diese Andeutung eines Zweifels nur pikierter und trank hastig mehrere Becher Wein, die ihr der Graf einschenkte. Der Zar aber war von ihren Äußerungen so bezaubert, dass er ihr mit der natürlichen Wärme seines Ausdrucks die schönsten Dinge sagte.

Der raubende Graf

Die Tafel war aufgehoben und der Ball sollte angeordnet werden, als dem Kronprinzen eine Meldung gemacht wurde, welche in seiner Nähe eine auffallende Bewegung verursachte. Man drängte sich herbei und erfuhr, dass kaum eine Meile vom Jagdschloss, unfern der Küste im Wald die Räuber gesichtet geworden seien, und man sie leicht umkreisen und fangen könne. Diese Nachricht hatte auf das Fräulein von Gabel eine aufreizende Wirkung.

Während in der Gesellschaft der Vorschlag, einen Zug gegen die Räuber zu unternehmen, besprochen wurde, zog sie den Grafen beiseite und flüsterte ihm zu: »Herr Graf, meine Wünsche gehen schneller in Erfüllung, als ich ahnen konnte. Ich fordere Sie jetzt auf, mich sogleich heimlich zu dem Wald zu begleiten.«

»Wie? Sie wollten? Sie könnten, mein verehrtes Fräulein? - Nein, es ist nicht möglich! Ich habe alles für einen Scherz gehalten«, rief der Graf erstaunt.

»Keine Einwendungen, mein Herr!«, entgegnete die Dame. »Oder hat Ihr Mut jetzt schon bei dem bloßen Gedanken ein Ende, dass Sie mich begleiten sollen?«, setzte sie mit beißendem Spott hinzu. »Zagen Sie nicht, Herr Graf, ich werde sie zu beschützen wissen.«

»Wie ausgesucht grausam!«, sagte der Graf bitter. »Mit Ihnen ginge ich in den Tod. Ich fürchtete allein für Sie. Kein Gedanke an mich kam mir in die Seele. Doch Sie zwingen mich, alle zarten Rücksichten beiseitezusetzen und Sie für diesen Fall wie meinen Schlachtkumpan zu betrachten. Ich folge Ihnen.«

»Wohlan, so schleichen Sie sich davon. Ich werde meinem Reitknechte Befehl erteilen, unsere Pferde zu satteln und in einiger Entfernung von hier bereitzuhalten. Laden Sie unterdessen meine Gewehre.«

Der Engländer ging, um nach dem Wunsch seiner neuen Freundin zu handeln. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als sie bewaffnet aus dem Schloss trat.

»Ehe diese Menschen zu einem Entschluss kommen«, sprach sie beherzt, »haben wir schon ein Dutzend der frechen Burschen unschädlich gemacht.« Sie bestieg ihr Pferd.

Der Graf reichte ihr die Büchse, und im Fluge stürmten sie davon.

»Ich dünke, wir hielten uns an der Küste hin bis zum Wald«, sagte der Graf. »Wir verlieren die Richtung nicht, und nahe an der See sind die Räuber gesehen worden.«

Mit diesen Worten schlug er den bezeichneten Weg ein, sie folgte harmlos, und in kurzer Zeit hörten sie das Rauschen der hohl gehenden See.

»Horch! Hörten Sie nichts?«, rief das Fräulein plötzlich. »Mir war es, als vernähme ich durch das Getöse des Meeres

hindurch einzelne Laute von Menschenstimmen.«

»Fast will mich es ebenso bedünken«, versetzte ihr Begleiter. »Sehen Sie! Hier bewegt sich etwas. Halt! Wer da! Keine Antwort! Der Kerl verkriecht sich! Warte, Bursche!« Und augenblicklich drückte er seine Büchse auf einen Busch ab, in welchem sich nichts geregt hatte.

»Ich muss gestehen«, sagte das mutige Fräulein, »dass ich dort nichts bemerkt habe, und meine Augen sind doch sonst scharf. Sollte Ihnen vielleicht Ihre ängstlich bewegte Einbildungskraft einen albernen Streich gespielt haben?« Sie lachte, aber wie bald verstummten diese spöttischen Laute! Ihr selbst hatte die feinste und raffinierteste Schlauheit den allerschlimmsten Streich gespielt. Kaum war der Schuss gefallen, als sie sich von einem Haufen handfester Männer umringt sah. Sie drückte mutig ihre Büchse ab, aber sie selbst höhrend klang nur der Schnapper am Schloss. Entschlossen griff sie nach den Pistolen in ihrem Gürtel, gleiches Schicksal neckte sie. Jetzt blieb ihr nur der Säbel übrig, aber ehe sie Zeit gewann, sich desselben zu bedienen, war sie schon vom Pferd gezogen und entwaffnet worden.

»Guten Abend, Jungen!«, rief der angebliche Graf den vermeintlichen Räubern zu.

»Guten Abend, Kapitän«, versetzten diese. »Der Fang ist Euch glücklich gelungen! Wir gratulieren! Die See geht aber auch verteufelt hoch und wir werden unsere liebe Not haben. Es war die höchste Zeit. Wenn Ihr eine Stunde später gekommen wärt, Kapitän, so hätten wir nicht auslaufen können.«

Also sprachen die rüstigen Matrosen, und die mutige Dame erkannte mit Entsetzen, in welche Falle sie ihre Koketterie mit einem Übermaß von Wut und Tapferkeit geführt hatte. Doch schnell war sie gefasst und sprach mit weiblicher Würde.

»Mein Herr, ich bin in Eurer Gewalt. Wer seid Ihr und was hat diese sonderbare Szene zu bedeuten?«

»Es macht mir Freude, einer so schönen Dame jetzt mit voller Wahrheit dienen zu können. Ich bin zwar ein Engländer und heiße John Norcroß, bin aber Kapitän des schwedischen Kaperschiffs *Graf Wörner*. Diese Szene, mein schönes Fräulein, hat weiter nichts zu bedeuten, als Sie gefangen nach Schweden zu führen. Meine Schaluppe liegt hinter diesen Büschen versteckt, und sie werden die Güte haben, mir in dieselbe zu folgen.«

»Aber mein Himmel! Was geht mich der Streit der Könige von Schweden und Dänemark an? Was hab' ich mit Euch zu schaffen, Herr Schiffskapitän?«

»Und doch bin ich Ihretwegen unter fremdem Namen und in diesem Galarock an die feindliche Küste gestiegen. Nur Ihretwegen habe ich das Märchen von Räubern und Überfallersonnen, nur Ihretwegen habe ich den Hofmann gespielt. Doch kommen Sie jetzt in das Boot, wir haben keine Zeit zu versäumen, und mein kleiner Helfershelfer wird bald hier sein.«

Er bot der Dame den Arm. Sie schlug ihn aus und folgte an dem unebenen steinigen Gestade durch Büsche und über Stöcke und Knorren bis an das abschüssige Ufer, wo sie seine Hand annehmen musste. Bald darauf wurde sie von kräftigen Armen an Bord der Schaluppe gehoben. Sie nahm in der Kajüte Platz und horchte mit gespanntem Ohr den Befehlen des Kapitäns zum Aufbruch. Bald darauf langten Juel und der Matrose, welche Jockey und Kutscher gespielt hatten, auf dem Boot an und wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Die Pferde wurden an einen Baum gebunden und die Schaluppe stieß ab.

»Herzensjunge!«, rief der Kapitän, »du hast deine Sache vortrefflich gemacht!« Damit umarmte er den Schiffsjungen. »Hättest du nicht Jockey, Räuber, Spion und Botschafter so gut gespielt, wir säßen noch auf dem Jagdschloss und müssten den Sturm abwarten, der jetzt drohend aufzieht, und fürwahr, da hätten wir in manche fatale Verlegenheit kommen können oder wir hätten die dänische Küste ohne unseren schönen Fang verlassen müssen, und das wäre nach unserem Glück der schlimmste Streich gewesen. Du sollst deinen Lohn haben, Junge.«

»Streicht die Riemen!«, rief jetzt der alte Reetz besorgt, »dass wir ins Fahrwasser kommen. Sputet Euch! In zwei Stunden ist die See in voller Wut. Der Wind knurrt kannibalisch, und den Strich von Nordwest müssen wir noch benutzen. So wie er umspringt in Westsüdwest, geht der Tanz los.«

Juel hatte den Rock abgeworfen und saß schon auf der Ruderbank, ergriff eine Ruderstange und arbeitete aus Leibeskräften. Der Kapitän setzte noch ein Segel auf den Bugspriet bei und bald schoss das Schifflin über das höher und höher steigende Wasser. Norcroß verfügte sich, nachdem er seine Anordnungen getroffen hatte, zu seiner Gefangenen, um welche bereits mehre Laternen angezündet waren. Sie empfing ihn nicht gerade mit unfreundlichen Blicken.

»Ich bitte Sie, mein Fräulein, machen Sie sich's in diesem kleinen Wasserhaus so bequem wie möglich«, redete er sie höflich an, »wir werden bald in ein größeres kommen, wenn anders der Sturm uns nicht andere Wege führt, und dann hoff' ich, Ihnen auch größere Bequemlichkeiten verschaffen zu können. Freilich, die liebenswürdige Gesellschaft des jugendlichen Kronprinzen und Ihres vortrefflichen Bräutigams werden Sie entbehren müssen. Dafür wird eine andere, Ihnen

vielleicht nicht minder angenehme Gesellschaft sich eifrig bemühen, jeden Ihrer Wünsche mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen.«

Friederike lachte bei Erwähnung ihres Bräutigams laut auf. Anschließend überblickte sie mit einem Auge voll Glut die schöne Gestalt des Kapitäns. Jede Spur von Unwillen über ihren frevelhaften Raub war aus ihrem Gesicht verschwunden, und es konnte kaum mehr zweifelhaft erscheinen, dass ihr der sonderbare Fall nicht unangenehm sei. Auf die Anrede des Kapitäns erwiderte sie selbstgefällig. »Wer nur vermochte Euch solche Teilnahme an mir durch bloße Erzählung einzuflößen, und wie konntet Ihr aus einer solchen Beschreibung meiner sogleich eine so lebhafteste Teilnahme an mir nehmen, dass Ihr von Schweden herüberkommt und Euch in die gefährlichste Lage wagt, um nur mich zu rauben?«

Norcroß bat seine schöne Geraubte, ihr die Antwort bis morgen schuldig bleiben zu dürfen und sich nun, wo möglich, dem Schlaf zu überlassen, während seine Pflicht ihn auf das Verdeck der Schaluppe rufe. Er wünschte Ihr gute Ruhe, und sie dankte ihm mit einem Gemisch von Stolz und Zärtlichkeit.

Als er unter seine Matrosen trat, las er einen ungewöhnlichen Ernst in ihren Gesichtern. Wie es schien, hatte sie der alte Reetz unterhalten. Er erhob seine Stimme, deren Ton einen Anstrich frommer Ergebung in den unabänderlichen Willen des allwaltenden Schicksals erhalten hatte, und fragte: »Meint Ihr nicht auch, Kapitän, dass wir auch ohne Pfaffen selig im Wasser sterben können?«

»Wie kommt Ihr doch plötzlich auf den Tod zu reden, Alter?«, entgegnete der Kapitän nicht ohne ein heimliches Grauen.

»Herr, ich bin hoch herauf in den Jahren«, sagte der Greis feierlich, »und ich fürchte mich, je älter ich werde, desto mehr vor der Schande, auf dem Bett sterben zu müssen. Gott wird ein Einsehen mit einem alten Seemann haben, der auf dem Wasser aufgewachsen ist und mit seiner Hilfe im salzigen Wasser sterben will. Ich denke, es kann diese Nacht Rat dazu werden. Nur dauert Ihr mich. Ihr habt gute Anlagen. Es hätte wohl einmal ein wackerer Shoutbynacht aus Euch werden können. Ferner dauern mich die jungen Burschen und vor allem der Kleine. Und ganz vorzüglich ärgert mich's, dass sie eines Unterrocks halber, fünfzig bis sechzig Jahre zu früh sich satt Seewasser trinken sollen. Nehmt mir's nicht übel, Kapitän, aber ein Weib ist solche gefährliche Fahrt nicht wert. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel um das Weibsvolk bekümmert, und nie länger, wie es nötig war. Ich wollte, Kapitän, Ihr dächtet auch in diesem Stück so gut seemännisch, wie in allen anderen.«

In das gottergebene Gesicht des Alten hatte sich der Ausdruck eines stillen Vorwurfs gemischt.

Norcroß entgegnete: »Seid mir nicht böse, Alter, und glaubt nicht etwa gar, ich habe mir das Weib zur Lust und Kurzweil von Seeland gestohlen. Nein, nein! Das hat ganz anderen Grund. Darauf habt Ihr mein Wort! Ich weiß auch, Ihr würdet in diesem Fall ebenso gehandelt haben, wie ich. Mit dieser Erklärung eures Kapitäns werdet Ihr zufrieden sein.«

»Ich bin's!«, sagte Reetz kurz und deutete mit der Hand schweigend nach Westen, wo eine ungeheure schwarze Wolkenwand sich aufgetürmt hatte. Dann fügte er mehr zu sich als zum Kapitän hinzu: »Ich bin auf dieser Welt fertig und mit allem zufrieden.«

»Ist es denn wirklich so schlimm?«, fragte dieser besorgt.

Reetz zeigte mit seiner starken Knochenhand statt aller Antwort auf das über ihnen rasch hintreibende Gewölk und das im beginnenden Sturm wild flatternde kleine Segel.

Da begann der Kapitän still im Herzen die kühne Fahrt zu bereuen, aber er sagte kein Wort. Nach einigen Minuten war kein Segel mehr zu sehen und das kleine Fahrzeug flog wie ein Wrack über die turmhohen Wellen. Allmählich begann das empörte Meer jenen wunderbaren Schein von sich zu geben, welchen die Naturforscher der Elektrizität zuschreiben und der gewöhnlich ein Vorbote oder Begleiter der Stürme ist. Norcroß betrachtete schweigend, über den Bord des Bootes gelehnt, die ihm nicht neue Erscheinung, aber er konnte keine Viertelstunde gestanden haben, als er einen weißen Schaum in Masse auf den flutenden Wellen bemerkte.

»Wir stehen in Gottes Hand«, sprach er sich zu Reetz umwendend, bemerkte aber zu seinem Erstaunen, dass das Fräulein von Gabel neben ihm Platz genommen hatte, und mit ruhigen, todverachtenden Augen in den Kampf der Elemente sah.

»Wie? Sie hier, mein Fräulein?« rief er erstaunt. »Ich wähnte Sie schlafend. Für Sie ist hier kein Aufenthaltsort.«

»Was haltet Ihr von mir, Kapitän«, sprach sie mit verächtlichem Ton. »Glaubt Ihr, ich könne dem Tod nicht in jeder Gestalt fest ins Auge sehen? O, mein Herr, wie sehr irrt Ihr Euch in der Voraussetzung, Mutter Eva habe mir ihre Schwachheit vererbt. Ich sage Euch, mein Herz fühlt sich wunderbar bewegt und gehoben bei diesem mir neuen Anblick. Ich sehe den Tod vor Augen, ich weiß es, dass der Meergott vielleicht in einer Stunde schon meine nasse Leiche küsst. Und doch schwör' ich Euch zu, ich gäbe dies hohe Gefühl, welches mich jetzt durchflutet, nicht für die Gewährung meines Gebens,

nicht für die gewisseste Aussicht auf die glücklichste Zukunft hin. Dies Sausen der Wellen klingt mir wie das Lied der Weltenschöpfung und Vernichtung, welches die Sterne einander zudonnern. Dies Brausen und Zischen des Wassers ist mir lieblicher als Nachtigallengesang, dieser tobende Sturm angenehmer als das Flüstern des Frühlingswindes, dies empörte, in dumpfe Nacht gehüllte Meer reizender als ein Blumenfeld. Ich zittere vor Wollust dem Augenblick entgegen, wo diese Bretter und Balken voneinander fahren und zerbersten werden. Jetzt dank' ich Euch, Kapitän, dafür, dass Ihr mich aus Leidenschaft geraubt, jetzt erwidere ich Eure Liebe. Ihr habt mir Augenblicke der Wonne bereitet, wie sie mein Herz noch nicht empfunden hat.« Ihr Blick streifte mit leidenschaftlicher Glut über sein Gesicht. Es leuchtete selbst durch die finstre Nacht, welche alles umhüllt hielt. In des Kapitäns Kerzen regte sich et-. was von warmer Bewunderung, die wärmer und leidenschaftlicher zu werden drohte. Aber er erstickte das aufkeimende Gefühl, er drängte es mit Gewalt zurück, und gab sich lieber dem Schmerz hin, die Dänin täuschen zu müssen. Da keine Hoffnung vorhanden war, mit dem Leben davon zu kommen, so wollte er ihr nicht das Weh antun, sie dieser Täuschung zu entreißen, noch sich erlauben, sie noch mehr in ihrem Wahn zu bestärken. Er schwieg deshalb abermals.

Sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: »Diese Augenblicke entreißen mich jenem quälenden Gefühl der Leere, womit mich der Umgang mit den Kreaturen am Hof zu Kopenhagen erfüllte, erbärmliche Wesen, die den Namen Mensch schänden. Ach, Ihr könnt nicht glauben, mit welchem Ekel mein Herz erfüllt war, mit welcher Verachtung ich auf all das Volk sah, das mich umschwärmte. Mein Leben war

mir gleichgültig geworden, es war ein langweiliges Mahlschaler Gerichte. Ihr habt ihm ein reiches Maß köstlicher Würze beigemischt, und ein gütiges Schicksal will mir alle Entbehungen vergelten und drängt ein ganzes Leben voll Genuss für mich in diese Stunde zusammen. Wie danke ich Euch, dass Ihr mich aus diesem Elend herausgerissen habt!« Sie hatte seine Hand gefasst und drückte sie mit Heftigkeit. Ihre letzten Worte verschlang das Geheul des in wildester Wut losbrechenden Sturmes. Das Meer glich nun Bergen und Tälern im steten Wechsel begriffen, und das Schiffelein war der angstgejagte Vogel, welcher über sie hinstreifte. Die Planken seufzten und dröhnten, als hätten sie Leben und Gefühl. Nur aus den Mündern der Menschen vernahm man keinen ängstlichen Klage-ton, und doch war ein Kind auf dem Boote, Juel Swale, und ein Mädchen, Friederike von Gabel. Beide waren so außerordentlich, beide litten so wenig an den natürlichen Schwächen ihres Alters und Geschlechtes, dass sie nicht sowohl ruhig und gefasst waren wie die anderen, sondern vielmehr mit einem gewissen Entzücken den Sturm betrachteten. Friederike, weil sie weniger an den Tod dachte als an den Genuss der gegenwärtigen Augenblicke. Juel, weil er sich vor dem Tod nicht fürchtete und seine ganze Ehre darin setzte, während des Sturmes und bis zum rettungslosen Untergang des Bootes kein Haarbreit von seiner Pflicht abzurücken. Der brave Junge dachte aus Pflichteifer nicht an sich, die Dänin aus Selbstvergessenheit im Genuss eines ihr bisher unbekanntes Wonnegefühls.

Schweigend sahen die Müßigen, wie die Arbeitenden, in die Nacht und das Meer. Das gewaltige Sausen des Sturmes machte alles Reden überflüssig, und nur die nächste Umgebung des Steuermanns horchte dann und wann seinen bedeu-

tungsschweren Worten, die wie die Orakelsprüche der Pythia einzeln, abgerissen und von den grellen Farben einer sinnverwirrenden Seherkraft angeschauert, und mehr für sich als für andere gesagt, aus seinem greisen Munde hervorquollen.

»Wenn wir so forttreiben«, sagte er, »so schmettert uns der Sturm in einer Stunde an die schonischen Felsen. Aber ich denke, die Wellen werden uns früher verschlingen.«

Und als ob seine Prophezeiung schnell in Erfüllung gehen sollte, stürzte einen Augenblick darauf ein Wasserberg auf das Verdeck des Bootes, die Welle flutete darüber hin, und eine Minute lang ragte nichts weiter als die dünne Segelstange der Schaluppe über die schäumenden Gewässer. Als sie wieder emportauchte, oder vielmehr von der folgenden Welle emporgeschleudert wurde, waren einige von den auf der Ruderbank arbeitenden Matrosen mit hinabgerissen in den zischenden Kessel der gewaltigen Wogen. Ach! Auch Juel Swale war unter ihnen. Seine physische Kraft hatte der wilden Gewalt der Welle nicht zu widerstehen vermocht. Der entschlossene Kapitän hatte beim plötzlichen Andrang des Wassers die heldenmütige Jungfrau erfaßt. Beide hielten sich umspannt und das Bord umklammert. Der alte Reetz hatte sich am Steuer festgehalten, die anderen an den Stangen und Bänken, vor welche sie geschleudert worden waren. Das Fräulein war nichts weniger als erschrocken, sondern raffte sich auf, triefend und unsicheren Schrittes, um sich an einen festen Gegenstand festzuhalten, damit sie nicht durch die Stöße des Sturmwindes ebenfalls über Bord geschleudert werde. Der Kapitän aber stürzte wie ein Wahnsinniger zu den Tauen, die Matrosen standen ihm bei, und in einem Augenblick hingen mehr als sechs Tauenden und Strickleitern in das Meer hinab. Das jammernde Geschrei des Kapitäns »Juel!

Juel!« durchschnitt selbst das Geheul des Windes. Und wirklich sah man gleich darauf am Kiel des Schiffes ein paar Köpfe aus dem Schaum emportauchen. Man warf ihnen die Tauen zu, und der leichte Juel schwang sich in die Schlinge, welche Norcroß geknüpft hatte. Der Kapitän zog den geliebten Jungen rasch herauf, während die Matrosen einen ihrer Kameraden wieder am Bord hoben. Zwei andere aber raffte ihr Geschick dahin. Man wurde zwar des einen ansichtig und gab sich alle Mühe, ihm ein Tau zuzuwerfen, aber der Sturm riss das Schifflin mit Blitzesschnelle weiter, die Wogen trieben über sie dahin und das unerbittliche Meer hielt seinen Raub fest. Da der Sturm immer wütender raste, so machte man sich nicht allein auf mehrere solcher Fälle, sondern auch auf den gänzlichen Untergang des Bootes gefasst. Reetz hatte vergebens versucht, der Schaluppe durch das Steuer eine etwas andre Richtung zu geben. Plötzlich sprang aber der Wind um, von West-Nord-West auf Nord-West.

»Wir gehen einen Strich mehr Steuerbord«, sagte Reetz. »Wenn der Wind auf dieser Linie bleibt, treiben wir vielleicht auf die Falsterboer Bank, und da ist auch nichts gebessert, denn ersaufen müssen wir auch dort.«

Obleich Norcroß den gewissen Tod vor Augen sah, so war er doch erfreut, seinen geliebten Jungen demselben für den Augenblick entrissen zu haben, und beschäftigte sich allein mit ihm. Friederike konnte sich nicht sattsehen an der Majestät des zürnenden Meeres, in so vieler Beziehung ihr ähnlich und verwandt.

Sie fühlte die scharfe salzige Nässe nicht, sie fühlte die Kälte der Herbstnacht und des schneidenden Windes nicht.

In diesem Zustand mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als das Schiff plötzlich einen Stoß erhielt, der

fast alle zu Boden warf. Dabei wurde ein schrillender Laut gehört, und einen Augenblick darauf bemerkte man, dass das Boot stillstand.

Als Friederike von der gewaltigen Erschütterung wieder zur Besinnung kam, sagte Reetz zum Kapitän: »Ich müsste nicht ein geborener Däne und mein Leben lang diese Wasserstraße gefahren sein, wenn ich nicht wissen sollte, dass dies die Falsterboer Bank ist. Der Sturm hat uns aber so hoch hinaufgeworfen, dass wir hier nicht einen halben Faden haben können. Daraus ist zu schließen, dass wir nicht weit vom Land sind, und so Gott will, morgen nicht lange unbemerkt bleiben.«

»Ich habe nicht die Lust, den Tag hier abzuwarten«, versetzte Norcroß. »Die Dänen möchten uns eher bemerken, als die Bewohner der Landzunge. Glaubt Ihr nicht, dass einer unserer Jungen von hier aus Land erreichen könnte?«

»Es ist ein Wagstück und kann gelingen, aber der Bursche kann auch morgen Fischfraß sein. Nun was tut's? Eine Mandel oder ein Schock Jahre früher oder später. Für die Fische sind wir einmal bestimmt, und Schande dem Seemann, der sich von ekelhaften Würmern fressen lässt!«

Der Kapitän forderte einen Freiwilligen, der den gefährlichen Gang in der Nacht durch das Meer unternehmen wollte. Aber sie meldeten sich alle und keiner wollte zurückstehen. Selbst der kleine Juel war verwegen genug, sich auch unter die Bewerber zu stellen. Der Kapitän suchte den Stärksten und Größten aus, einen Mann von den besten Jahren, und dieser rüstete sich sofort zu dem gefährlichen Marsch.

Der greise Steuermann erhob sich von seinem Sitz, wo er nun ohnedies unbrauchbar geworden war, um den Matrosen über die mutmaßliche Richtung des zu nehmenden Weges zu

unterrichten.

»Nimm deinen Riemen, Gunde«, sprach er ernst, »und schwing dich vom Bord hinab in das feuchte Wasser. Geh mit Gott und gutem Mut vorwärts. Mit der Stange fühle vorsichtig, ob du fußen kannst und wie tief es ist, ferner wohin sich die Bank zieht. Wie ich mich erinnere, geht's von hier aus Backbord. Halte dich also dahin. Hast du Glück, so musst du an einem Rotschieferfelsen, auf welchem ein Häuflein Eichen beisammenstehen, ans Land kommen. Die Bäume musst du in der Nacht sehen. Falle dann vom Wind ab und suche Steuerbord Land zu gewinnen. Bist du oben, so drehe dich so gleich nordwestlich, und in der Zeit von einer Viertelstunde musst du in Falsterbo sein. Was du dort zu tun hast, wird dir der Kapitän befehlen. Solltest du kein Glück haben und auf Tiefen stoßen, die du dir nicht zu durchwateten getraust, so verlasse dich aufs Schwimmen. Ich weiß, du schwimmst wie eine Wasserratte. Halte dich aber immer hübsch Backbord und fühle zuweilen mit dem Riemen, ob du wieder fußen kannst, damit du nicht von der Bank abkommst. Solltest du das merken, so musst du dich freilich Steuerbord halten. Behüte dich Gott!«

Der Kapitän befahl dem Matrosen unverzüglich mit einem Lotsenschiff aus Falsterbo auszulaufen und sich durch Schüsse zu erkennen geben. Er wolle ebenso antworten. Hierauf schürzte sich der braun gebrannte Mann und schwang sich an seiner Ruderstange ins Meer. Es reichte ihm nicht bis an die Brust. Langsam und vorsichtig watete er vorwärts, das Ruder so gebrauchend, wie es ihm Reetz geheißen hatte, und bald war er in der Dunkelheit der Nacht dem spähenden Blicken seiner Kameraden, die ihn sämtlich um diesen abenteuerlichen Weg beneideten, entschwunden. Juel weinte Tränen

vor Verdruss, dass ihn der Kapitän nicht über die Sandbank geschickt hatte, und gab sich selbst dann noch nicht zufrieden, als ihm Norcroß begreiflich machte, dass das Wasser, welches Gunde bis an die Brust reichte, ihm notwendigerweise über den Kopf gehen müsse.

Der Kapitän schickte sich an, seine Gewehre in Ordnung zu bringen, stellte Wachen aus und befahl den übrigen, sich einige Stunden zur Ruhe zu legen. Auch das Fräulein ersuchte er höflich, ein Gleiches zu tun. Da sie aber schweigend das Haupt schüttelte, so erklärte er, dass er des Schlafs bedürftig sei, und verfügte sich - eigentlich nur, um nicht in ihrer Gesellschaft bleiben zu müssen - zu seiner Hängematte. Mit mancherlei Plänen beschäftigt, verfiel er endlich in Schlummer. Ein Schuss schreckte ihn auf. Es war ein Signal für die Lotsen, welche sich gemeldet hatten. Norcroß fuhr auf und begab sich wieder aufs Verdeck. Friederike stand dort noch in derselben Stellung, umbraust von dem Geräusch der ungeheuren Wellen, die, eine die andere drängend, sich an die Sandbank heranwälzten, am Boot brandeten, auch wohl zuweilen über dasselbe hinfluteten, aber das Schifflin nicht wieder flott machen konnten. Das Lotsenschiff nahte mit Gefahr nur langsam, der Schein der Fackeln auf demselben beleuchtete weithin seltsam das empörte Meer in verwirrten Lichtern. Die Matrosen schossen noch einige Male mit ihren Büchsen, doch war ihnen die Blitzflamme des Pulvers förderlicher, als der Knall der Gewehre, welcher schon in der Entfernung einiger Schritte vom Lärm des Windes und der Wellen übertönt wurde. Nach einer Stunde waren die Lotsen da. Der Matrose hatte seinen gefahrvollen Weg glücklich gemacht und stattete dem Kapitän umständlichen Bericht über seine sonderbare Fahrt ab, die teilweise anders ausgefallen

war, wie Reetz angedeutet hatte.

Da es gefährlich und schier unmöglich war, die Schaluppe flott zu machen, so begab sich die ganze Mannschaft allmählich in den von den Lotsen ausgesetzten flachen Kahn, welcher bis an die Schaluppe heran konnte, auf das Lotsenschiff. Die Rückfahrt wurde mit aller Geschicklichkeit erfahrener und mit Sturm und Gewässer wohlvertrauter Seeleute angetreten, und so war Falsterbo bald erreicht. Norcroß zahlte die Lotsen aus und befahl zwei Matrosen, hier zurückzubleiben, um am folgenden Tage, sobald sich der Sturm gelegt hatte, ihm die Schaluppe nach Ystad nachzuführen. Für sich und das Fräulein mietete er ein paar Pferde, die Matrosen gingen zu Fuß, und so trat die Schiffsmannschaft die Landreise an der Küste hin nach Ystad an. Die donnernde Brandung des Meeres an dem weißfelsigen Ufer, das Sausen des Sturmwindes über die Uferheide verleidete den Nachtwandlern die Unterhaltung. Das Fräulein war schweigsam und in sich gekehrt.

Der Morgen war bereits trüb und weinerlich durch Wolkenflore über das Meer gestiegen, als sie in Ystad ankamen und sich sofort in den Hafen begaben. Norcroß hob seine schöne Gefangene vom Pferd und wollte sie gerade in das Schiffshaus führen, als mehrere Leute von der Fregatte und dem erbeuteten Schoner freudig herauseilten, um ihren Kapitän zu begrüßen. Unter ihnen befand sich auch jener angebliche Joseph Flaxmann. Aber kaum hatte das Fräulein von Gabel diesen jungen Mann erblickt, als sie, die Mutige, alle Fassung verlor, und plötzlich von der Schwäche ihres Geschlechts, gleichsam sie selbst zu rächen an ihrer Verwegenheit und Überheblichkeit, besiegt, erbleichte, zitterte und aller Kräfte beraubt, mit einem Schrei in des verwunderten Norcroß

Arme sank.

Des Kaperkapitäns Jugendgeschichte

Die *Graf Mörner* ging mit vollen Segeln die Ostsee hinauf und führte den dänischen Schoner im Schlepptau, um also im Triumph im Hafen von Stockholm einzulaufen. Die Sonne bestreifte in schräger Richtung das Verdeck der Fregatte, auf welchem man in der Nähe des Bugspriets die chargierten Personen von beiden Schiffen an einer langen Tafel versammelt sah. Den Ehrenplatz an derselben hatte die einzige Dame an Bord des Schiffes, die schöne Friederike von Gabel, eingenommen. In ihrem Gesicht waren die Spuren eines großen Schmerzes sichtbar, den sie vergeblich zu bekämpfen sich bemühte. Still und in sich gekehrt schaute sie vor sich hin auf die Reste des Mahls, welches der Kapitän allen Standespersonen auf beiden Schiffen zu Ehren gegeben hatte. Als die übrigen Gäste befanden sich am Tisch: der dänische gefangene Lieutenant, der Franzose Courtin, der geheimnisvolle Flaxmann, der Lieutenant Gad, der Schiffschirurgus Habermann, der Steuermann Reetz, der Oberbootsmann Pehrsohn; außerdem auch noch Juel Swale und der Matrose, welcher über die Sandbank ans Land gewatet und geschwommen war, welche beide diese Ehre für die ausgezeichneten Dienste, die sie geleistet hatten, genossen. Norcroß war heiterer als an anderen Tagen, denn eine trübe Wolke hatte sich seit dem Mädchenraub von Seeland auf seine Stirn gelegt. Diese Stimmung benutzten seine Freunde, um ihn mit Bitten zu bestürmen, dass er ihnen die wunderbare Geschichte seines Lebens erzähle, wie er ihnen, und vorzüglich Flaxmann, schon lange verspro-

chen hatte. Der Schlot der Schiffsküche dampfte von Neuem, ein köstlicher Geruch drang in die Nasen der Gäste. Meister Habermann schnalzte bereits mit der Zunge, und bald trug der flinke Schiffskoch die rauchende Bowle auf den Tisch. Man vernahm ein leises Beifallsmurmeln aus einigen stark bebarteten Gesichtern, die Gläser wurden voll geschenkt, das Gebräu geprüft und für gut befunden, dann der Kapitän mit neuen Bitten bestürmt, sodass er nicht länger widerstehen konnte. Jedes Ohr lauschte gespannt, und er begann.

»Ihr wollt wissen, auf was für Art und Weise ich das geworden bin, was ich jetzt bin, und fürwahr mein Leben ist manigfach genug, einen vom Mittag an bis zum Abend zu unterhalten. Es ist nicht meine Sache, viel Redens davon zu machen, so wie ich überhaupt nicht freigebig mit Mitteilungen bin. Doch weil ihr die Erzählung meiner Schicksale alle einstimmig und heftig begehrt, so mag es denn sein.

Meine Geburt hat schon einen außerordentlichen Anstrich und ist die Vorbedeutung eines außerordentlichen Lebens gewesen. Fast will es mich bedünken, dass ich zum unsteten Leben eines Seemannes von Anbeginn bestimmt sei, denn ich wurde unter Gottes freiem Himmel an der Meeresküste, zehn Schritte vom rauschenden Wasser der Nordsee, unweit von Liverpool geboren. England ist also mein Geburtsland. In der Nacht vom 23. bis zum 24. April 1688 bin ich zur Welt gekommen und bin also nicht ganz sieben Wochen älter als der Prätendent und stehe nun im 29. Lebensjahr. Mein Vater Georg Norcroß war Major in den Diensten des unglücklichen Königs, Jakob II., des Vaters des Prätendenten und war dem königlichen Haus treu ergeben bis an seinen Tod. Meine Mutter war aus dem altenglischen Adelsgeschlecht der Rigbeyer. Sie war sehr schön, aber ihre Armut kam im Verhältnis ihrer

Schönheit gleich. Mein Vater besah ebenfalls keine Glücksgüter. Dies war ihrer Verbindung ein großes Hindernis, denn mein mütterlicher Großvater gedachte mit den Reizen seiner Tochter einen reichen Freier herbeizuziehen und vielleicht durch sie wieder in die Gunst des Hofes zu kommen, aus welcher seine Familie schon lange Jahre durch Kabale verdrängt worden war. Aber das Haus Norcroß war nicht nur so arm wie das Haus Rigbeyer, es stand auch ebenfalls nicht gut angeschrieben bei Hofe. Meine Eltern liebten sich demnach lange ohne Hoffnung, obgleich mein Vater von meinem mütterlichen Großvater geschätzt wurde. Endlich besiegten die rührendsten Bitten der beiden jungen Leute das Herz des Alten. Er gab seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, obgleich mit Bangen, das Land um eine arme hilflose adlige Familie vermehrt zu haben. Die ganze Grafschaft Lancashire wünschte dem schönen Paar alles Glück. Aber dieser Wunsch ging so ganz und gar nicht in Erfüllung, dass mein Vater einige Monate nach seiner ehelichen Verbindung als des Königs Dienstmann zum Heer entboten wurde und seinem Herrn nach Irland folgen musste. Der Bürgerkrieg begann in Großbritannien. Jedermann weiß die Folgen desselben. Ich übergehe den Schmerz meiner Mutter, der mit der Zeit größer wurde, so dass sie sich zum Erstaunen ihrer Verwandten und Bekannten entschloss, ihrem Gatten nach Irland nachzureisen. Sie machte alle ihre Mittel zusammen und ging mit dem Beginn des Frühlings nach Liverpool. Dort fand sie bald ein Schiff, welches nach Irland segelte, und verfügte sich an Bord desselben. Aber der Wind war ungünstig. Das Schiff musste fast eine Woche vor Anker liegen bleiben. Und hier auf diesem Schiff überraschten meine Mutter die Geburtsschmerzen. Ein mitleidiger Matrose lief im Hafen von Haus zu Haus, um der

Kreisenden einen Aufenthaltsort zu erbetteln, aber die eiserne Zeit, welche über England gekommen war, erstickte jedes menschliche Gefühl. Der grässliche Bürgerkrieg wütete in Englands Eingeweiden. Der Sohn fürchtete den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder hasste den Bruder, jedes heilige Band war zerrissen, Verdacht, Feindschaft, Misstrauen, Verrat beherrschten die Gemüter. Eines jeden Mannes Haus war seine Festung. Niemand getraute sich recht die Tür desselben zu öffnen, aus Furcht vor seinem nächsten Nachbar. Wie hätte man ein fremdes Weib aufzunehmen sich unterstanden, die da gebären wollte? Die Matrosen bauten also schnell eine Wand von Steinen, Holz, Rasen und Meergras auf, trugen meine Mutter dahinter, und hier wurde sie unter dem Beistand einiger Schifferfrauen glücklich nach Mitternacht entbunden. Die munteren Seeleute hatten alle eine große Freude über mich, ich wurde zuerst in Seewasser gebadet und vom Schiffskaplan mit Seewasser getauft. Jeder beeiferte sich, meiner Mutter zu dienen, und zwölf Stunden nach meiner Geburt ging ich in See. Ich wanderte in Windeln gehüllt aus den Armen eines Matrosen in die eines anderen. Die Engelschönheit und Milde meiner Mutter machte ihr die roheste Natur dienstbar.

Unsere Reise nach Irland war nicht ohne Widerwärtigkeiten. Die Schlimmste war ein arger Sturm, der uns nachts überraschte und dermaßen zusetzte, dass der Kapitän das Schiff für verloren gab. Der Sturm warf das stark beschädigte Schiff, als die Anstrengung der Matrosen das eindringende Wasser nicht mehr auszuschöpfen vermochte und es versinken wollte, an die Küste der kleinen Insel Man. Durch diesen Zufall wurden wir gerettet. Die abergläubischen Bewohner dieses Eilands nannten unsere Rettung ein Wunder und

schrieben sie einstimmig - sonderbar genug - mir zu. Die Insel Man führt nämlich einen Adler, der ein Wickelkind in den Krallen hält, in ihrem Wappen und ein eingewundenes Kind ist ihr Wahrzeichen und ihnen deshalb heilig. Da ich nun um Mitternacht unter Sturmbrüllen gleichsam von der Hand Gottes an ihre Ufer geschleudert worden war, so hielten sie diesen Umstand für ein höheres Zeichen und kamen Tags darauf in Menge, mich als ihren König zu begrüßen und meiner Mutter Anerbietungen der seltsamsten Art zu machen. Sie war klug genug, die Nichtigkeit derselben einzusehen, und reiste mit mir, sobald das Schiff wieder in brauchbaren Zustand gesetzt war, mit vielen Geschenken und noch weit mehr Segenswünsche der Einwohner überhäuft nach Irland. Hier fand sie alles in der größten Verwirrung. Die königliche Partei war geschlagen, das Heer des Königs Jakob verjagt. Er selbst hatte den Kopf verloren und war ohne triftige Gründe aus seinen Staaten nach Frankreich geflohen. Seine Getreuesten waren ihm nach St. Germain unter dem Schutz Ludwigs XVI. gefolgt; unter ihnen mein Vater. Trostlos und verzweifelt musste meine Mutter mit mir nach England zurückkehren. Sie hat ihren Gatten nie wieder gesehen, denn sein Name war mit unter den Geächteten und Verbannten, deren Urteil der Oranier aussprach, als er die seinem Schwiegervater gestohlene englische Krone auf sein Haupt gesetzt hatte. Obgleich meine Mutter oft dem Mangel ausgesetzt war, so wurde ich doch gut und standesmäßig erzogen, fleißig unterrichtet und zu allen ritterlichen Übungen angehalten. Man kann sich denken, dass ich das Herzblatt meiner unglücklichen Mutter war, und es ist deshalb ebenso natürlich, dass ich als einziges Kind und ohne Leitung meines Vaters verzogen wurde. Die größte Lust zum Seewesen musste mir angeboren

sein, aber meine Mutter hatte kein Gefallen daran. Ihren Wünschen nach sollte ich mich dem Studium irgendeiner Wissenschaft widmen. Zu diesem Zweck trennte sie sich von mir und gab mich zu einem Doktor Chesinghall, Priester zu Barking in Essex. Bei diesem rechtschaffenen Mann, dessen Andenken mir immer teuer sein wird, blieb ich einige Jahre und lernte fleißig, was er mir aufgab. Hierauf brachte er mich mit väterlicher Vorsorge nach London auf die hohe Schule und mietete mich in das Haus eines seiner Verwandten, eines Weinschenks. Dort sollte ich nun recht studieren. Aber die Absichten meines guten Lehrers gingen schlecht in Erfüllung. Der Weinschenk zog mich, statt zu den Wissenschaften anzuhalten, wie ihm Doktor Chesinghall anbefohlen hatte, vielmehr von denselben ab und brauchte mich zu seinem Keller. In diesem Haus ging es liederlich zu, und ich fand Geschmack an einem müßigen, unordentlichen Leben. Ich war damals 14 Jahre alt, und Gott weiß, welch ein Taugenichts aus mir geworden sein würde, wenn sich nicht plötzlich alles geändert hätte. Der Weinschenk machte nämlich bankrott und ging bei Nacht und Nebel von dannen. Kurze Zeit vorher fand ein Vorfall statt, der einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mich machte, sodass ich mich jetzt kaum der Tränen enthalten kann, wenn ich daran denke. Es trat nämlich eines Tages ein schöner stattlicher Mann mit Anstand und Würde, obgleich in ärmlichen Kleidern in die Schenkstube und forderte eine Flasche Wein. Mich zog es wunderbar zu ihm hin. Ich konnte nicht unterlassen, ihn anzureden, er antwortete mir freundlich und so kamen wir bald ins Gespräch. Endlich fragte er mich nach meinem Namen, Geburtsort und Familienverhältnissen. Als ich ihm hierauf freimütig alles erzählte, bemerkte ich eine sonderbare Bewegung an

ihm. Meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jeder Minute. Als er ging, folgte ich ihm durch die Tür, um mit ihm allein zu sein. Nun fragte ich ihn zutraulich, ob es nicht möglich sei, dass ich stets um ihn sein könne. Ich erzählte ihm von der schlechten Wirtschaft in dem Weinhaus, von der Mittellosigkeit meiner Mutter, von meiner unbezwinglichen Lust zum Seewesen und dem Widerwillen meiner Mutter dagegen. Ich fragte ihn, ob er nicht wieder zur See gehe, und beschwor ihn, mich mitzunehmen und sollte es nur als sein Diener sein. Hierauf gab er mir das Versprechen, für die Verbesserung meiner Lage zu sorgen und zur Erreichung meiner Wünsche alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe, und deshalb werde er den folgenden Tag wieder in unseren Weinschank kommen, um heimlich das Nähere mit mir zu besprechen.

Ich konnte die ganze Nacht nicht eine Minute schlafen. Mein Kopf ging mit den seltsamsten Plänen schwanger, und der Grundstein all meiner Luftschlösser war der fremde Mann. Er hielt Wort. Kaum aber war er ins Haus getreten, als er mich in ein Nebenzimmer zu sich rufen ließ, wo er mir unter vier Augen offenbarte, dass er mein Vater sei. Die Gefühle meines Herzens in diesem Augenblick dulden keine Beschreibung. Ich war unaussprechlich glücklich. Dem schon lange tot geglaubten Vater lag ich im Arm, sein Mund drückte den ersten Kuss der Liebe auf meine Stirn. Hierauf vertraute er mir an, dass er nur im tiefsten Inkognito in London lebe, und dass es sein Tod sein werde, wenn man ihn entdecke oder seinen wahren Namen erführe. Auch versprach er mir, er wolle, sobald seine Geschäfte in London abgemacht seien, mich mit nach Frankreich nehmen. Die Bitte, noch einmal meine Mutter zu sehen, schlug er mir ab, aus Besorgnis, dadurch verraten zu werden. Ich machte mich heimlich zur Abreise bereit.

Aber denkt euch meinen Schrecken, als ich plötzlich den Tod meines Vaters erfuhr! Man hatte in ihm einen Spion des Königs Jakob vermutet und ihm Gift gegeben. So hatte ich nicht nur den Schmerz, meine Pläne vereitelt zu sehen, sondern auch einen gütigen, kaum gefundenen Vater zu beweinen. Bald darauf entkam der Weinschenk durch heimliche Flucht, auf welche er mir eine kleine Summe, die ich teils von meiner Mutter, teils von meinem Vater und Freunden allmählich zum Geschenk erhalten hatte, mitnahm. Ich war nun ohne Mittel und Hilfe und hatte zum Studieren keine Lust. Der Gedanke, als ein Taugenichts zu meiner Mutter zurückzukehren, war mir unerträglich. Meine alte Neigung spornte mich an, mir mit eigener Hand meine Lebensbahn zu brechen. Ich hörte, dass einige Schiffe ausgerüstet würden, in der spanischen See zu kreuzen, und wandte mich an einen Schiffskapitän, namens Simson Bourn, der oft unsere Weinstube besucht und mir Wohlwollen gezeigt hatte, mit der Bitte, mich an seinem Schiff, der *Feuerbrand*, als Kadett mitzunehmen. Bourn fügte sich meinen Wünschen, aber ich sollte ohne Sold dienen, und hatte doch kein Geld. An die Freunde meiner Mutter in London durfte ich mich nicht wenden. Ich wusste, dass sie sich alle meinem Vorhaben einmütig widersetzen und meiner Mutter Nachricht davon geben würden. Nun hatte sich mein Vater heimlich bei einem Uhrmacher und leidenschaftlichen Anhänger des Hauses Stuart in London aufgehalten und mich mit demselben bekannt gemacht. Dieser Bürger Namens Townsend hatte stets viel Gutes von meinem Vater genossen, und kurz vor seinem unglücklichen Ende hatte mir der Letztere gesagt, sobald ich Geld bedürfe, sollte ich mich nur an den Uhrmacher wenden. Auch wusste ich, dass Townsend mit meiner Mutter nicht in der geringsten

Verbindung stand. Ich muss gestehen, es kostete mich Überwindung, mich an den Bürger zu wenden, denn mein Adelsstolz war erwacht, und die chimärischen Pläne meiner jugendlichen erhitzten Fantasie vermehrten denselben aufs Äußerste. Aber ich musste endlich in meiner Hilflosigkeit aus der Not eine Tugend machen und in einen sauren Apfel beißen, wollte ich nicht auf der *Feuerbrand* bleiben. Ich ging zu dem Uhrmacher und enthüllte ihm mein Begehrt. Er zeigte sich sehr bereitwillig und streckte mir nicht nur die verlangte Summe vor, sondern gab mir auch eine Anweisung, die nicht unbedeutend war, auf einen Kaufmann in Lissabon. Wer war vergnügter als ich! Der Tag der Abreise war festgesetzt, und ich ging, um von dem gütigen Townsend Abschied zu nehmen. Da legte er mir ein schriftliches Dokument zur Unterschrift vor, worin ich mich zur Schuld bekannte. Townsend versprach mir darin, sich auch fernerhin meiner väterlich anzunehmen und mir zum Londoner Bürgerrecht zu verhelfen, sobald ich mich als in seinem Dienste stehend in die Stadtliste einschreiben lassen würde. Und hierzu erteilte ich ihm mit meiner Unterschrift die Vollmacht. Die Sache war mir unangenehm, aber was hätte mein freudevolles dankbares Herz nicht alles unterschrieben! Überdies war ich voll unbegrenzter Ruhmsucht. Die seltsamsten Hirngespinnste meines Jünglingskopfs zeigten mir mich als Seekapitän, Schout-by-Nacht, Admiral. Ich wollte die Welt mit meinem Namen erfüllen, ich fühlte Kraft in mir, das Unmögliche zu leisten. Und was konnte es schaden, wenn ich Bürger von London war? Konnte ich nicht Lord-Mayor oder Oberpräsident und Admiral zugleich werden? Ferner hatte ich zu dem Uhrmacher ein grenzenloses Vertrauen und keine Ahnung von einer Falschheit. Ich unterschrieb also das Dokument und reiste

nach einigen Tagen auf der *Feuerbrand* unter Kapitän Bourn ab.

Ich kam nach Portugal, und es gefiel mir in diesem herrlichen Land so gut, dass ich nichts sehnlicher wünschte, als lange dort verweilen zu können. Doch sollte mein Wunsch für dieses Mal nicht in Erfüllung gehen. Das Linienschiff *Feuerbrand* wurde nach England zurückgerufen, um dort eine andere Bestimmung zu erhalten. Da ich einmal an dasselbe attachiert war und mich durch Fleiß und Tätigkeit so ausgezeichnet hatte, dass ich bereits den Sold eines Unterlieutenants erhielt, so musste ich mit nach England zurück. Mit den besten Zeugnissen aller meiner Oberen versehen, langte ich im Spätherbst wieder in London an und begab mich sogleich zum Großadmiral Schowel, an welchen ich bestens empfohlen war. Dieser Herr nahm mich gütig auf und versicherte mich seines Wohlwollens. Hierauf verfügte ich mich zu meinem Uhrmacher. Sein kalter Empfang stand mir nicht an, und es beleidigte mich, als er mich fragte, ob ich ihm auch meine Schuld abtragen werde. Ich lief sogleich fort, ihm das Geld zu holen. Als ich es ihm auf den Tisch gezahlt hatte, sagte er, dem sei nicht genug, ich sei laut des unterschriebenen Kontrakts sein Diener und müsste als Uhrmacherlehrling bei ihm eintreten. Man kann sich mein Erstaunen denken! Aber dieser falsche Mann machte mir im Ernst böse Händel, und nur durch die Güte des Großadmirals Schowel wurde ich aus seinen Klauen befreit. Danach stattete ich meiner Mutter einen Besuch ab. Sie war zwar sehr ungehalten über mich gewesen, aber die Mutterliebe überwog doch bald den Unwillen gegen mich, und meine erhaltene Auszeichnung und hochfahrenden Pläne, deren Mitteilung mir und ihr Vergnügen bereitete, söhnten sie nicht nur wieder mit mir aus, sondern nahmen sie

von Neuem für mich und meine Talente ein. Übrigens lebte sie in dürftigen Umständen. Später hat sie einen bejahrten Edelmann geheiratet, dessen Pflegerin sie wurde und der ihr mit seinen Reichtümern einen, ihr früher unbekanntem Überfluss bereitete. Ich schied nach einigen Wochen von ihr und habe sie nicht wiedergesehen. Es sind nun zwölf Jahre. Meine späteren Schicksale verboten mir einen Besuch bei ihr, und so weiß ich nicht, ob sie noch lebt. Doch darf ich das Letztere ihrer rüstigen Gesundheit und ihrem Alter nach, welches jetzt 48 Jahre sein wird, wohl annehmen. Ich sehne mich wohl nach ihr, aber ich sehe nicht die Möglichkeit ein, sie jemals wiederzusehen, und so habe ich ihr denn in meinem Herzen den Altar kindlicher Liebe und Dankbarkeit erbaut, an welchem ich ihrem Andenken täglich das Opfer schöner Erinnerungen darbringe.«

Abenteuer des Kapitäns

Der Kapitän hielt hier einige Augenblicke inne. Seine Stimme hatte zuletzt gezittert, und nicht ohne Rührung und Überraschung sahen die Zuhörer die Augen des Erzählers in jenem kostbaren Tau des Gefühls glänzen, welches selbst dem rauhen Männerherzen das schöne Zeugnis der Menschlichkeit gibt.

Der Grog wurde umhergereicht. Der Fremde, welcher sich den Namen Flaxmann zugelegt hatte, war gleich von Vorn herein in Nachdenken versunken, worin er verharrte. Friederike warf dem Kapitän einen teilnehmenden Blick zu, und nachdem er einen Zug aus seinem Becher getan hatte, fuhr er fort.

»Eine unbezwingbare Sehnsucht zog mich wieder nach Portugal. Schowels schöne Reden machten mir die angenehms-

ten Hoffnungen. Mit dem beginnenden Frühling ging ich wieder zur See, segelte auf dem Schiff *Tarro*, welches ehemals eine spanische Galeere gewesen war, zum Land meiner Sehnsucht und landete im Hafen vor Lissabon. Dort lagen wir eine Zeit lang ruhig bis zur Ankunft des Großadmirals Schowel. Mein Kapitän gab mir unterdessen vollkommene Freiheit. Ich konnte gehen, wohin ich wollte. Mein junges begehrlisches Herz schwelgte in den Genüssen jenes zauberischen Landes. Ich habe fünf Jahre in diesem Paradies der Erde gelebt. Ich habe dort die Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe und der ersten Täuschung der Liebe genossen. Lasst mich darüber hinweggehen, sonst blutet die Wunde von Neuem.

Bald nach unserer Ankunft hatte ich das Glück, einem Genueser Edelmann, Besitzer mehrerer Kauffahrer, zu gefallen. Dieser reiche Mann sorgte auf mannigfache Weise für mein Vergnügen, bat mich oft auf eines seiner Schiffe, welches eben im Hafen lag, und machte mir endlich den Vorschlag, mit ihm eine Reise nach Genua zu machen. Ich willigte unter der Bedingung ein, dass ich mit dem ersten Schiff, welches nach Lissabon ginge, wieder zurückreisen dürfe. Diese Bedingung wurde mir zugesagt, und niemand erfuhr etwas von meiner Reise. In der folgenden Nacht hoben wir die Anker. Am anderen Tag begegnete uns eine Fregatte. Anfangs glaubten wir, es wäre ein spanisches Fahrzeug, aber bald sahen wir unseren Irrtum ein. Es war ein Salee-Fahrer, der mit drohenden Mienen gerade auf uns losging. Unser Kapitän nahm den Gruß an und befahl den Angriff, obgleich der Feind uns an Macht überlegen war. Der Kampf begann, der erste, dem ich auf der See beiwohnte. Der Salee-Fahrer überschüttete uns mit einem wahren Kugelhagel, aber wir blieben ihm nichts schuldig. Inzwischen hätte mein edler Genuese doch zuletzt

unterliegen müssen, wenn er nicht sehr geschickt die Flucht ergriffen hätte. Ein geneigtes Wetter, stille See und die Anstrengungen unserer unverdrossenen Matrosen retteten uns aus dieser augenscheinlichen Gefahr. Wir flüchteten uns unter die portugiesischen Wälle. Dort lag ein Schiffer, der mich am Bord nahm und wieder nach Lissabon zurückbrachte.

Sobald der Großadmiral Schowel angekommen war, machte ich ihm meine Aufwartung. Er machte mir von Neuem die besten Versprechungen und erfüllte sie einige Zeit darauf so glänzend, dass er mich zum Aufseher über die nach Lissabon gebrachten Prisen machte, welches Amt von der größten Wichtigkeit war, indem damals alle französischen Waren in Portugal für Konterbande erklärt wurden.

Ich besaß viel Geld, und was noch mehr sagen will, die Gunst meiner Oberen und die Liebe und Gewogenheit aller, die mich kannten. Eine unglückliche Liebe verleidete mir endlich den Aufenthalt in Portugal. Ich sehnte mich nach England zurück. Ich war einundzwanzig Jahre alt und trat mit dem Rang eines Oberlieutenants auf ein Schiff, um mein Vaterland wieder zu erstreben. Doch dies lag für dieses Mal nicht im Plan der Götter. Unterwegs stießen wir mit einer französischen Galeere zusammen, der wir uns nach hartnäckigem Gefecht ergeben mussten. Das Schiff, auf welchem ich mich von Lissabon nach England hatte begeben wollen, war früher den Franzosen von den Engländern abgenommen worden und hieß *l'Arrogant*. Deshalb waren auch die Sieger diesmal sehr erbittert und feindselig gesinnt. Da ich aber auf der *l'Arrogant* keine Dienst versah, sondern mich nur als Passagier auf dem Schiff befand, so wurde mit mir nicht so streng verfahren wie mit denen, die zum Kommando des Schiffs gehörten. Wir landeten bei Saint-Malo. Als wir ans

Land stiegen, versammelten sich eine Menge wohlgekleideter Leute um uns, die sich fast alle ausschließlich an mich wandten und mir anboten, mir behilflich sein zu wollen. Im Geheimen rieten mir einige, mich unter sie zu mischen und so unvermerkt bei ihnen zurückzubleiben. Danach wollten sie mir schnell weiter helfen, aber ich schlug dies edelmütige Anerbieten ab und versicherte ihnen, dass ich meine Mitgefangenen und Landsleute auf keine Weise verlassen würde.

Wir wurden hierauf in das Kastell Saint-Malo gebracht. Dort wurde mir all mein Eigentum bis auf die Kleider und mein Taschengeld abgenommen. Meine Kleider waren aber so kostbar, dass ich wohl für einen Prinzen gehalten werden konnte. Unser Aufenthalt auf dem Kastell war erträglich, doch wurden wir nach einiger Zeit ins Stadtgefängnis, ein abscheuliches Loch, gebracht, aber noch am selben Abend auf kleinen Fahrzeugen nach Dinant, einer wohlgelegenen Festung, übergesetzt. Hier war die Luft rein und gesund, aber in dem Kastell, wohin wir gebracht wurden, lagen über dreitausend Gefangene. Da war denn für die Bequemlichkeit des Einzelnen nicht viel zu hoffen. Inzwischen suchte ich mir meine Lage so erträglich wie möglich zu machen. Nachts legte ich mich zwar auf die Streu zu den Übrigen, aber sobald am Morgen die Türen geöffnet wurden, lief ich hinaus auf den Sammelplatz, wo sich stets eine Menge Menschen befanden. Bald gewann ich viel Aufmerksamkeit, und ich wurde mir bewusst, dass man mich meinen Kleidern nach für eine weit höhere Standesperson hielt, als ich war, und mir auf alle Weise aus der Gefangenschaft helfen wollte. Vorzüglich suchten mich zwei Mädchen zu bereden, dass ich in ihre Behausung flüchten möchte, wo sie mich eine Zeit lang verbergen und mir dann zur weiteren Flucht behilflich sein wollten. Ich

blieb aber kalt für ihre Bitten. Einige Tage darauf führten mich mehrere mir gutgesinnte Einwohner zu ihrem Schulherrn, der mich freundlich aufnahm, ja mich sogar bald gleichsam zu den Mitgliedern seiner Familie zählte.

Nun aber wurde es mir von Tag zu Tag unerträglicher, in einem halb freien Gefängnis zu leben. Ich beredete also mich mit meinem neuen Freund, dem Schulherrn, und er versprach mir, zur Flucht zu verhelfen. Doch bedurfte ich außer der seinen noch anderer Hilfe, um meinen Vorsatz auszuführen, und ich richtete meine Augen auf einen alten Sergeant, den ich oft auf der Wache sah, wenn ich die Gefangenen im Kastell besuchte, was fast täglich geschah. In einigen Unterredungen hatte ich ihm seine schwache Seite abgemerkt, und nun schwatzte ich dem alten Kauz nach dem Maul. Er erzählte von seinen ungeheuren Heldentaten, und ich stellte mich treuherzig an, alles zu glauben. Immer von Neuem brachte ich das Gespräch auf die Schlachten, denen er beigewohnt und in denen er so Wunderbares verrichtet hatte, schimpfte wacker mit auf die Offiziere, welche keine Notiz von seiner Tapferkeit genommen, fluchte dem Glück, das dieselbe nicht besser belohnt, und war stets seiner Meinung, wenn er mich fragte, ob es nicht höchst unbillig sei, dass ein alter abgehärteter Kriegsmann jungen und unerfahrenen Leuten gehorchen müsse, die kaum jemals in ihrem Leben einen zornigen Menschen oder einen toten Hund gesehen hätten. Der Sergeant schien dadurch endlich ganz der meine geworden zu sein und gab mir das Versprechen, dass er das Geheimnis, welches ich ihm anvertrauen würde, heilig verschweigen wolle. Endlich rückte ich heraus und gab ihm zu verstehen, dass mir mein Schulmeister aus der Festung helfen wolle, doch müsse er, der Sergeant, ein Auge zudrücken. Der Kerl machte ein

verdutztes Gesicht, brach auf, ohne mir ein Wort zu erwidern und ging schnurstracks zum Gouverneur, um ihm den ganzen Handel zu entdecken. Die schnelle Folge meines Vertrauens war, dass ich festgenommen und ins Stadtgefängnis gebracht wurde. Dies Gefängnis war über einem Stadttor und hatte starke Mauern. Der Turmhüter, seine Tochter und alle seine Leute begegneten mir wohlwollend und erleichterten mir dadurch die harte Haft. Ich erhielt eine Kammer in der Kapelle, wo alles nett und reinlich war. Dieses Zimmer war im obersten Stockwerk des Turms, wo die Mauern zwar nicht so dick wie unten, die Fenster hingegen breit und mit eisernen Gittern versehen waren. In der Kammer standen zwei Betten. In dem einen schlief ein alter Franzose von Adel, der hier, ich weiß nicht aus welchem Grund, verhaftet war, das andere wurde mir zuteil. Zudem führte der Turmhüter einen guten Tisch, seine Tochter war hübsch und umgänglich, und ich hätte also nicht Ursache gehabt, sehr unzufrieden mit meinem Los zu sein. Dennoch ließ ich nicht ab, an meine Freiheit zu denken. Ich suchte mir eine eiserne Stange zu verschaffen, und begann damit nachts die Mauer zu durchgraben. Aber der alte Franzose hatte mich bei meiner Arbeit belauscht und verriet mich. Es war einer von den Menschen, die ihr eigenes Unglück vergessen, wenn sie sehen, dass es einem anderen noch schlechter geht. Überdies glaubte er, es sei jedes rechtschaffenen Franzosen Pflicht, alle Engländer zu hasen und zu verfolgen. Auf seine Anzeige meiner beabsichtigten Flucht wurde ich unter die Kapelle in ein abscheuliches, aber geräumiges Loch gesetzt, wo ich eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten Menschen antraf. Eine saubere Gesellschaft! Nachdem man mich hier gedemütigt zu haben glaubte, versuchte man es, mich zu gewinnen. Zuerst sandte

der Gouverneur Boten an mich ab, dann beehrte er mich sogar einige Male selbst in Begleitung mehrerer vornehmer Herren, ließ mir die schmeichelhaftesten Anträge machen und redete mir selbst aufs Eindringlichste zu, mein Glück nicht zu verscherzen und französische Dienste zu nehmen. Alle diese Vorschläge rührten mich nicht. Mein Vaterland ging mir über alles. Diese Standhaftigkeit brachte bei dem Gouverneur eine so große Verwunderung und Rührung zuwege, dass er mir die Hand reichend sprach: ›Eine solche Vaterlandsliebe muss man schätzen und belohnen. Das erste aus England kommende Transportschiff soll Euch mitnehmen. Er hielt Wort. Und so kam ich denn nach zweimonatiger Haft glücklich wieder nach England. Doch die Ruhe war mir unerträglich. Ich war kaum einige Wochen in London, als ich auch schon mit dem Paketboot nach Westindien, mit der Anwartschaft auf einen Dienst auf einem dortigen Schiff, reiste. Als ich aber dort anlangte, war das Schiff, auf welchem ich beim Kommando angestellt werden sollte, bereits in See auf die Jagd gegangen, und da ich nicht Lust hatte, stillzuliegen und die Rückkehr des Schiffs abzuwarten, so ging ich mit dem Paketboot wieder nach England zurück. Ich stürzte mich in den Strudel des Lebens, suchte Bekanntschaften und fand sie und war in vielen Häusern der Hauptstadt ein willkommener Gesellschafter. Vorzüglich hielt ich mich zu Herrn Perreh, Obersten des Stadtreiments und erstem Sekretär der afrikanischen Handelscompagnie. Dieser Mann machte mir das Anerbieten, eine Partie Sklaven von Afrika nach Westindien zu führen, aber ich versetzte dreist, dass ich geneigter wäre, armen unglücklichen Menschen zu helfen, als meine Hand zu ihrem Unglück zu bieten. Meine Antwort missfiel dem Obersten keineswegs, er lobte meine Denk- und Handlungs-

weise, schenkte mir seine Liebe und empfahl mich bald darauf an den Vorsteher der ostindischen Gesellschaft, Jonathan Andrews. Herr Andrews brachte mich auf ein ostindisches Kriegsschiff, die *Godalphin* genannt, welches von John Apri geführt wurde und die Küsten von Bombay besegeln sollte. Fast am Ende dieser Reise bestanden wir ein sonderbares Abenteuer. Als wir nämlich in die ostindischen Gewässer kamen, stießen wir auf die weltberühmten tapferen Seeräuber von Angry, welche zwischen Bombay und Kalikut kreuzten, wo sie uns auch den ersten Gruß mit einem Regen von großen und kleinen Kugeln zubrachten. Aber wir hielten uns in angemessener Entfernung von ihnen gegen die Landseite und blieben ihnen nichts schuldig. Das Gefecht dauerte so lange, bis der Wind uns nötigte, die Anker auszuwerfen, sonst würde uns der Strom mit fortgerissen und den mutigen Seehähnen gerade zugeführt haben. Nachts aber riss des Kapitäns Boot los und wurde über die Ankertaue des Feindes getrieben, die sich seiner bemächtigten und dadurch unsere Schwäche erfuhren. Dies erhitzte ihren Mut noch mehr, sie unternahmen mit dem ersten Morgenstrahl einen neuen Angriff auf uns, fochten wie die Löwen und gaben uns Gelegenheit genug, ihren Mut zu bewundern. Da wir uns aber auch wehrten, so gut wir konnten, so mussten unsere beherzten Feinde wieder abziehen, ohne etwas Wichtiges ausgerichtet zu haben. Einige Tage darauf überzeugten uns diese Leute, dass die Großmut eine Zwillingschwester der Tapferkeit ist, und beide meist beisammen gefunden werden. Denn die ostindischen Seeräuber sandten uns unser Boot samt den Leuten, die darauf waren, unter der Freundschaftsflagge zurück. Diese Handlung war, nach der Weise dieses Volks, mit großem Pomp und einer seltenen Pracht begleitet. Wie sonderbar füg-

te es sich, dass ich gerade mit einem dieser Kaper recht vertraut werden musste! Ich lag nämlich in Bombay im vornehmsten Kaffeehaus. Dort war ein Sammelplatz aller Nationen und die vornehmen Kaper, mit welchen wir uns gemessen hatten, kamen ebenfalls dorthin. Obwohl sie nun alle auserlesene hurtige Leute waren, so hielt ich mich doch hauptsächlich an einen, der mir der Gescheiteste zu sein schien. Ich sprach mit ihm portugiesisch, was ich damals besser als irgendeine andre Sprache verstand, und er konnte sich darin ziemlich verständlich machen. In kurzer Zeit wurden wir die besten Freunde. Ich befragte ihn oft über die Beschaffenheit des Landes, dessen Eingeborener er war, und meine Neugierde missfiel ihm nicht. Er forderte mich endlich auf, ihn auf einer Reise in das Innere des Landes zu begleiten, und versprach mir hoch und teuer, mir nicht nur alle Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes zu zeigen, sondern auch, mich zu schützen und wohlbehalten nach Bombay zurückzuführen. Dieser Antrag lockte mich, der Seeräuber schien mir ein wackerer Mann zu sein und zeigte mir Zuneigung. Deshalb willigte ich ein und rüstete mich heimlich zur Reise, denn weder mein Kapitän noch einer meiner Kameraden durften von meinem Unternehmen das Geringste merken, sonst wäre mir die Reise vereitelt worden. Also reisten wir denn auch nach einiger Zeit heimlich in der Nacht ab, begaben uns ans Festland und folgten mit schnellen Pferden den Weg durch ein wahres irdisches Paradies. Mein Freund führte mich in den Marattenstaat, unter jenes hochherzige, tapfere, kriegerische Volk, dem er angehörte. Überall, wohin wir kamen, wurden wir mit Würdigung empfangen. Unsere Reise glich einem Triumphzug. So gelangten wir denn in die prächtige Hauptstadt der Maratten, Udschin genannt, und wurden dem Ma-

harajah, dem Oberfürsten des Landes, welcher unter dem großen Mogul stand, vorgestellt.

Mein Gefährte erzählte dem Rajah die Veranlassung unserer Bekanntschaft und musste auf des Fürsten Wunsch den Hergang des Seegefehchts ausführlich berichten, woran jener großen Anteil zu nehmen schien. Hierauf fragte mich der Rajah englisch, wie es nur möglich sei, dass ich mich meinem Feind so keck anvertraue. Ich versetzte freimütig, dass ich niemandes persönlicher Feind sei und die Sache meines Vaterlandes, für dessen Ehre ich in jenem Kampf gefochten hatte, von meiner eigenen zu unterscheiden wisse. Nur in dieser meiner eigenen Sache habe ich mich meinem Führer als einem persönlichen Freund anvertraut und baue auf sein mir gegebenes Wort, auf Treu und Glauben eines rechtschaffenen Mannes, für welchen ihn zu halten ich vollen Grund habe. Diese Antwort schien dem Rajah zu gefallen, und er fand ferner ein besonderes Vergnügen daran, sich mit mir zu unterhalten. Ich musste ihm viel von europäischen Sitten und Gebräuchen, von Englands Macht und Staatseinrichtungen erzählen. Er machte treffende Bemerkungen darüber, die meist mit gutem Spott gewürzt waren. Danach zeigte er mir seinen herrlichen Palast, seine schönen Gärten mit den künstlichsten Brunnen und Bassins und befahl seinen beiden Söhnen, deren älterer in meinen Jahren war, mich zu begleiten und mir Gesellschaft zu leisten. Die Maratten sind große Liebhaber vom Baden, und die Bassins in den Gärten des Rajah waren meist dazu eingerichtet. Der Fürst wünschte, dass ich mich in seinem Beisein in einem der schönsten Bassins baden möchte. Ich willigte gern ein, denn ich bin stets ein Freund des Wassers gewesen, und die Hitze war in Udschin schier unerträglich. Ich wurde also auf des Rajah Befehl von Dienern entklei-

det und ins Bad gebracht. Seine brennenden Augen verschlangen fast meine Gestalt, und allen Zuschauern gewährte mein Anblick im kristallklaren Wasser Vergnügen. Sobald ich fertig war, wurde ich am ganzen Körper mit herrlich duftendem Balsam gesalbt, aber statt meiner Kleider wurde mir ein kostbarer Anzug des ältesten Prinzen angelegt. Diese übertriebene Gnade beunruhigte mich, ich fürchtete, was nachher wirklich geschah. Der Rajah machte mir gar bald den Antrag, dass ich in Udschin in seiner Söhne Gesellschaft bleiben möchte.

›Deine Gestalt‹, sagte er im Schmeichelton zu mir, ›dein Gesicht, deine Stimme, Bildung und dein ganzes Wesen gefällt mir besser als irgendeines Europäers, den ich jemals gesehen habe. Bleib also bei mir, es soll dir an nichts mangeln.‹ Hierauf versetzte ich, ich sei nicht mein eigener Herr und könne nicht über mich verfügen. Ich stände in eines Herrn Dienst, welchen ich nicht verlassen dürfe, ohne mich der Untreue und Undankbarkeit schuldig zu machen. Deshalb müsste ich zum Schiff, auf welches ich gehöre, zurückkehren.

Einige Tage darauf fragte mich der Fürst, ob ich mich nicht eben so gut unter seinen als unter meines Gefährten Schutz begeben dürfe. Ich versetzte, dass ich kein Bedenken trüge, mich jedem rechtschaffenen Mann anzuvertrauen, der mir für meine Sicherheit seine Ehre verpfände. ›Wohlan‹, sagte er, ›ich gebe dir meine Ehre zum Pfand, du sollst sicher bei mir sein und nichts zu fürchten haben.‹

Was war zu tun? Ich musste mich in die Notwendigkeit fügen. Mein Gefährte beurlaubte sich, nachdem er eine ansehnliche Belohnung erhalten hatte, und fragte nicht, ob ich auch mit wollte. Ich war nicht viel besser daran, als verraten und verkauft. An meiner Lebensart hatte ich nichts auszusetzen,

denn ich war auf ganz gleichen Fuß mit den Prinzen gesetzt. Ich ging in den herrlichsten Kleidern einher, ritt ein prächtiges Pferd, speiste fürstlich und wurde, wo ich mich nur zeigte, vom Volk hochverehrt. Aber meine Lage war nichtsdestoweniger unerträglich, weil ich aus allem annahm, dass mich der Rajah zeit seines Lebens bei sich behalten wollte.

Zu meinem Glück lebte am Hof eine alte Portugiesin, die durch einen besonderen Zufall hierher verschlagen und die Erzieherin der Kinder des Rajah in ihrem frühesten Alter geworden war. Gleich vom ersten Tag meiner Ankunft in Udschin zeigte mir diese Matrone eine besondere Freundschaft und ich unterhielt mich oft mit ihr. Waren wir doch die einzigen Europäer am ganzen Hof des Rajah und ich fast ihr Landsmann. Eines Tags trat sie mit betäubten Mienen in mein Zimmer und sagte: ›Mein schöner europäischer Prinz, Ihr werdet wohl eben so wenig wie ich jemals unser Vaterland wiedersehen.«

Ich war über diese Anrede bestürzt und hörte nun mit Grausen, wie der Rajah befohlen hatte, alle meine Schritte zu beobachten und mich zu etwas zu zwingen, wovor der Gedanke errötet, endlich aber mir Gift zu reichen, sobald ich meinen Körper zu dieser Schändlichkeit nicht hergeben wollte. Meine Angst wuchs mit jedem ihrer Worte, und zuletzt beschwor ich sie, mir zur Rettung und Flucht behilflich zu sein. Ich umfasste ihre Hände, ich flehte sie an, und sie versprach mir, das ihre für mich zu tun. Sie verschaffte mir die Kleider eines gemeinen Inders, bestellte einen Kahn auf dem Fluss und half mir auf geschickte Weise nachts aus dem Palast. Vorher hatte ich mir auf ihr Geheiß Hände und Gesicht geschwärzt. So entkam ich glücklich und gelangte nach mancherlei Drangsalen wieder in Bombay an. Aber der Kapitän

der *Godalphin* war wegen meiner heimlichen Entfernung erbittert auf mich und gab mir nach meiner Ankunft den Abschied. Ich hatte wohl noch härtere Strafe verdient. Auf diese Weise war ich gezwungen, wieder als Kadett auf einem Kaufahrer nach Europa zurückzureisen. Kaum war ich in London angekommen, als der Uhrmacher Townsend seine Ansprüche an mich erneuerte. Dieser unverschämte Mann nannte mich von Neuem seinen Lehrlingen, und ich war zu meinem Verdruss genötigt, die Vernichtung des Dokuments, welches mich ihm verpachtete, durch eine nicht unbedeutende Summe zu erkaufen. Dadurch entblößte ich mich und war nun ohne Dienst und Geld in einer Stadt, wo man ohne beides kaum einen Tag leben kann. Die Not lehrt ein nacktes Weib spinnen. Mich lehrte sie meinen Stolz beugen und die Admiralitätsherren so lange zu überlaufen, bis sie mich annahmen, um meiner loszuwerden. Ich kam als Erster Lieutenant auf das königliche Schiff, die *Eintracht*, unter dem Oberbefehl des Kapitäns Vincent. Danach musste ich einige Jahre hintereinander auf verschiedenen Schiffen dienen, damit ich bewandert würde, doch machte ich in dieser Zeit keine große Reisen. Vielmehr wurde ich in London und den Seehäfen Englands bekannt, und hatte überall Zutritt. Als der Krieg zwischen England und der Türkei ausbrach, zeigte ich Lust, die Expedition mitzumachen. Der Kommandeur Airs bot mir eine Anstellung auf dem Schiff *Windsor* an, welches er selbst führte, und stellte mir vor, wie er vor allen würde Gelegenheit haben, mir Gefälligkeiten zu erweisen, da er das ganze Geschwader befehlige. Ich zog es aber vor, auf dem Schiff Ihrer Majestät, unserer Königin, *Southampton*, zu dienen, weil ich den Kapitan-Lieutenant desselben, Byrimans, schätzte und liebte. Airs unterdrückte zwar damals seinen Verdruss,

aber die Zeit kam bald, wo er mich denselben nur zu stark fühlen ließ. Es traf sich nämlich, dass ich in der Türkei die Bekanntschaft eines französischen Konsuls machte und eine Zeit lang mit ihm verkehrte. Dieser Mann machte mir sogar Anträge, in französische Dienste zu treten und im Interesse seiner Nation eine Reise nach Tunis zu unternehmen. Aber ich schlug dieses Ansinnen ab, doch wurde ich dieses Umgangs halber verketzert und verdammt. Airs beschuldigte mich, mit den Feinden meines Vaterlandes Gemeinschaft gepflogen zu haben, und ich sah mich deshalb genötigt, nach Beendigung des Krieges meinen Dienst niederzulegen.«

Norcroß als Parteigänger

Nach einer Pause fuhr der Kapitän fort: »In England wurde ich von meinen zahlreichen Freunden mit offenen Armen empfangen. Meine Schicksale fingen an, einiges Aufsehen zu erregen. Man drängte sich zu mir und bat mich in die vornehmsten Gesellschaften. Bald gehörte es zum guten Ton, mich zu kennen und von mir gekannt zu werden. Gerade zu jener Zeit tobte der Kampf der Jakobiten und Hannoveraner oder der Königlichen, am wildesten in England. Nicht allein in den großen Städten, auch in den kleinsten Dörfern nahm man Partei für den Prätendenten oder gegen ihn, um so mehr, da wohl bekannt war, wie gern die Königin Anna die Regierung ihrem Neffen hinterlassen hätte. Mein Vater war den Anhängern des Prätendenten noch in gutem Andenken. Man wusste, dass er einer der treuesten Freunde des Königs Jakob gewesen war, und man setzte voraus, dass ich in die Fußtapfen meines Erzeugers treten werde. Von meiner Kühn-

heit, meiner Gewandtheit, meinem Unternehmungsgeist ließ sich schon etwas erwarten, und die Freunde der Stuarts betrachteten mich als gute Prise. Inzwischen spielte ich ziemlich versteckt und ließ mir nie recht anmerken, mit wem ich es ferner zu halten gedenke. Daher kam es, dass beide Parteien um mich warben. Doch nahmen sich die jakobitischen Parlamentsmitglieder meiner besonders an. Große und angesehene Leute waren meine Freunde, und alle sahen mich für einen Menschen an, welcher große Dinge auszuführen geschickt sei.

Jede Partei wollte mir auf eine vorteilhafte Art zu Amt und Würden verhelfen. Die einen meinten, ich sei durch meine Erfahrungen im Seewesen geschickt, eins der besten Orlogschiffe der englischen Flotte zu führen. Die anderen sagten, in der Nähe des Hofes sei ich besser gestellt. Sie versuchten mich zu überreden, dass ich mich um eine Kammerherrenstelle oder um eine Charge als Brigadier der Garde zu Pferd bewerben sollte. Keine von beiden Stellen sollte mir entgehen. Wieder andere wollten mir einen Platz im Unterhaus verschaffen. Und endlich hielt man mich für fähig, dem Lord Rofs auf seiner Gesandtschaftsreise nach Frankreich zu folgen. Diese Anträge waren mir natürlich sehr schmeichelhaft. Ich schwamm in einem Meer von Plänen und Entwürfen. Obgleich mich Neigung zur See zog, lockte mich doch auch die Bahn des Ruhms so süß, dass ich schwankte. Im Herzen war ich stets den rechtmäßigen Königen von England, den Haus Stuart zugehörig. Deshalb bekannte ich mich auch nach einiger Zeit öffentlich und ohne Rückhalt zu den Jakobiten. Diese vermochten mich denn auch, mich auf die hohe Schule nach Oxford zu verfügen, um in den Wissenschaften das Versäumte nachzuholen, weil man mich später durchaus zum Staatsdienst zu

gebrauchen gedachte. Kaum hatte ich mich ein halbes Jahr mit den Studien beschäftigt, als mich die Nachricht vom Tod der Königin Anna unangenehm überraschte. Die Gemüter gerieten in die äußerste Spannung, aber der strenge Befehl, welcher zugleich mit der Todesnachricht einlief, kein einziger Mensch soll binnen acht Tagen Großbritannien verlassen und zur See gehen, zeigte deutlich, dass die Hannoveraner siegen würden; denn dieser Befehl war augenscheinlich aus keinem anderen Grund gegeben worden, als dass die verwitwete Königin Maria und der Prätendent nicht bald den Tod der Königin Anna erfahren möchten.

Die gefährliche Lage, in welche unsere Partei kam, nötigte mich, Oxford wieder zu verlassen und nach London zurückzukehren; denn ein enges Aneinanderschließen tat vor allem not, um sich in Masse zu beraten und dann zu handeln. Aber hilf Himmel! Niemand hatte Mut, etwas zu unternehmen, man sprach viel, aber tat nichts. Man konnte nicht einig werden, und der, welcher unsere mutlose Partei hätte unter einen Hut bringen und beleben können, der Prätendent stellte sich nicht ein. Die Zeit verstrich, der Kurfürst von Hannover kam nach England und wurde zum König gewählt, ohne dass sich jemand widersetzt hätte. Lieber dies Versäumen des rechten Zeitpunktes, über diese bequeme Vornehmheit, die nur befehlen, nichts aber selbst tun will, über die dünkelfolle Dummheit des alten Adels sprach ich mich mit Bitterkeit und ohne Rücksicht aus. Das Feuer jugendlicher Leidenschaft riss mich hin, auf Hannoveraner und Jakobiten gleich verächtlich und tadelnd zu sprechen. Dadurch musste ich der bestehenden Regierung bald verdächtig werden, welcher ohnedies alle knechtisch huldigten. Man fing an, ein polizeiliches Auge auf mich zu werfen.

Es war im Frühjahr des vorigen Jahres, als ich mich in einer Gesellschaft im Haus des Ritters Walpole befand. Zu dieser Gesellschaft gehörte auch der Ritter William Days, der Erzbischof von York und viele andere Bischöfe, Herzöge, Pairs und Parlamentsmitglieder, die alle mehr oder minder der bestehenden Regierung huldigten. Hier wurde ich in der Unterhaltung von meinem Eifer ergriffen und ohne an mich zu denken, sprach ich meine Meinung über die beiden Parteien und vorzüglich über die Handlungsweise des Kurfürsten von Hannover aus. Die genannten Herren ersahen nur zu deutlich, dass ich ein glühender Anhänger des Königs Jakob war, und mein Verderben war nur zu gewiss.

Einige Monate darauf verreiste ich, um einige meiner Freunde zu besuchen und sie anzufeuern, dass sie doch endlich etwas für den rechtmäßigen König Großbritanniens unternehmen möchten. Eigentlich war ich zu dieser Reise von Ehrenmännern beauftragt worden, die bis diese Stunde dem König Jakob ergeben sind, obgleich sie für nötig finden, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen. Unterwegs kam ich von ungefähr mit einigen Bekannten zusammen. Einer derselben war Einnehmer der Landschatzung und hieß Lukas. Wir stießen auf einen Trupp Reiter, welche das Land durchstreiften und alle als jakobitisch verdächtigen Personen aufgriffen und ins Gefängnis schleppten. An diese Reiter verriet mich genannter Lukas, wahrscheinlich in höherem Auftrag, als einen der eifrigsten Anhänger des Prätendenten. Ich wurde ergriffen und gefesselt nach Barnet geführt. Die Füße waren mir unter dem Bauch meines Pferdes zusammengebunden, und so diente ich dem neugierigen Volk zum erbärmlichen Schauspiel. Als wir in der Stadt an die Ecke der Goldspornstraße kamen, waren wir gezwungen, anzuhalten, denn ein unge-

heurer Menschenhaufen drängte uns entgegen. Man führte nämlich die drei Kapitäne Carr, Doral und Gordon zur Richtstätte, wo sie aufgehängt und gevierteilt werden sollten, der treuen Anhänglichkeit an König Jakob überführt. Denkt Euch, wie mir zumute wurde! Kaum hatte das Volk erfahren, dass ich des Jakobitismus ebenfalls verdächtig sei, als es mich zu Tausenden umstand und mir zuschrie, mich auf eine ähnliche Reise vorzubereiten. Ich wurde in das Arresthaus, eines der festesten und wohlverwahrtesten Gefängnisse Englands, gebracht, wo ich eine Menge Staatsgefangener, größtenteils Jakobiten fand. Wir waren alle zusammen in einem geräumigen Lokal. Man brachte uns auf unser Begehren die neuesten Zeitungen. Darin fanden wir die Nachricht meiner Gefangennahme nebst der offen ausgesprochenen Vermutung, dass ich denselben Weg gehen würde, welchen die drei Kapitäne gerade zu der Zeit zum Galgen gingen, als man mich gebracht hatte. Meine Befürchtung wurde noch dadurch erhöht, dass ich nach einigen Tagen aus der mir angenehm gewordenen Gesellschaft gerissen und in ein elendes unterirdisches Gefängnis, das verseuchte Loch genannt, geworfen wurde. Hier fand ich den unglücklichen Kapitän Dikal, welcher einige Tage darauf sein Haupt auf den Richtblock legen musste. Dies Alles bestätigte meine Ahnung, dass ich ebenfalls den Tod durch Henkershand werde leiden müssen.

Einst saß ich in Gedanken versunken, als die Tür meines scheußlichen Kerkers aufging und ein Weib hereintrat, welches nicht mehr in den Jahren war, um von ihr auf einen leidenschaftlichen Schritt hinsichtlich meiner zu schließen. Sie war mir gänzlich fremd und in die Tracht des mittleren Bürgerstandes gekleidet. Diese Umstände setzten mich in Verwunderung über den seltsamen Besuch. Bald versuchte sie,

mich aufzuklären und beteuerte mir, dass sie nichts als Mitleid hierher geführt habe, indem sie ein sicheres Mittel zu meiner Befreiung wisse. Trotz meiner Fesseln stürzte ich zu ihren Füßen und schwur ihr den heißesten Dank. Ach! Ich wusste ja nicht, welch einen Lohn man von mir verlangen würde. Ohne mir zu erklären, wie es ihr möglich geworden war, in mein Gefängnis zu dringen, teilte sie mir nur mit, sie sei die Vertraute einer vornehmen Adligen, deren mächtiger Einfluss mir die Pforten meines Gefängnisses öffnen könne. Diese hohe Dame wollte sie bereden, dass sie mir selbst einen Besuch im Kerker mache, um sie dadurch noch mehr zum Mitleid zu bewegen.

Und so geschah es. Am Abend des anderen Tages traten zwei Frauen zu mir herein, von denen eine verschleiert war, in deren anderen ich aber sogleich Frau Elisabeth Brondlov, so hatte sich mein erster Besuch mir genannt, wiedererkannte. ›Ihr seid frei‹, sagte die Verschleierte mit einer lieblichen Stimme zu mir, ›doch rechne ich auf Erkenntlichkeit. Bedenkt wohl, dass Ihr in einigen Tagen das Blutgerüst hättet besteigen müssen.‹ Wie wäre ich jetzt imstande, meine damaligen Empfindungen zu malen! Außer mir stürzte ich vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, küsste ihre Hände und nannte sie meinen rettenden Engel. Sie drückte meine Hand dagegen mit einer Leidenschaft, die mir selbst im höchsten Enthusiasmus auffiel. Sie sprach zwar wenig, aber nachdem sie sich entfernt hatte, war mir's, als dämmerte mir ein Traum in der Seele auf. Diese Stimme wollte mir bekannt dünken, diese Gestalt, diese Augen, welche mich durch den Schleier anblitzten, waren mir nicht fremd. Aber wie ich auch mit meiner Erinnerung rang, ich konnte mir nicht klar machen, wer die Dame sei. Ich hatte meinen Kopf mit vergeblichen Vermutun-

gen erhitzt, als der Kerkermeister hereinschlich, meine Fesseln löste und mich einem Mann übergab, welcher draußen harrend stand. Durch die Stille der Mitternacht gingen wir leise dahin, und mein Herz schlug vor Erwartung, was nun aus mir werden würde. Zugleich wurde es von dem mächtigen Gefühl der Freiheit erfüllt. O, wer die Wonne nie empfunden hat, sich vom Beil des Henkers erlöst zu sehen, kann meinen damaligen Zustand nicht würdigen! Den Flug meiner Gedanken und Empfindungen unterbrach die lästige Geschwätzigkeit meines Begleiters, der mir mit Umständlichkeit erzählte, dass er ein Barbier und Perrückenmacher, namens Samuel Brondlov und der Ehegemaal der Frau Elisabeth Brondlov sei, welche ich bereits zu kennen die Ehre habe. Er verfehlte nicht, mir förmlichen Bericht vom Verlauf seiner Geschäfte und sonstigen Spekulationen in Barnet abzustatten, und war eben im Begriff, auf die Details der Familienverhältnisse seiner verehrten Kunden einzugehen, als wir an einem kleinen Haus standen, welches er mir als seine Wohnung bezeichnete, und in welches einzutreten er mich mit Höflichkeit bat. Kaum waren wir in das untere Zimmer gekommen, als die Frau mit einem Jubelschrei auf mich losstürzte und sich meiner bemächtigte. Die gewagte Protestation ihres Mannes, welcher Lust haben mochte, mich über seine und seiner Kunden und Freunde Privatverhältnisse des Breitern zu unterrichten, wurde mit einem einzigen Blick der Frau niedergeworfen. Es bedurfte nur einer mimischen Andeutung der Augen, ihre Herrschaft geltend zu machen. Ohne weiter ihn eines Blickes zu würdigen, fasste sie mich unter den Arm und führte mich aus der Stube die Stiege hinauf in ein oberes Zimmer, wo ich, wie ich vermutet hatte, die verschleierte Dame fand.

Bis hierher, meine Freunde, habe ich alles getreu erzählt. Jetzt muss ich Euch aber um Erlaubnis bitten, nicht zu sagen, wer diese Dame war und was sie von mir verlangte. Genug, es war eine Schändlichkeit. Sie war von London und allerdings aus meiner Bekanntschaft. Es sei Euch der Wink genug, dass ich in London mit einem der edelsten weiblichen Wesen in einem uns beide beglückenden Verhältnis, auf gegenseitige Liebe und Achtung begründet, gestanden hatte. Wir hatten uns geschworen, einander ganz anzugehören. Ich hätte damals lieber sterben wollen, als meinen Schwur brechen. Jene Bande hat das Schicksal, welches mich mein Vaterland zu verlassen zwang, zwar gelöst. Ich bin ein unglücklicher schwedischer Freibeuter, statt, wenn meine Pläne geglückt wären, ich jetzt eine der ersten Staatschargen in England begleitete. Es ist vorüber. Aber die Achtung, welche ich jener reizenden Dame zollte, ist mir geblieben und es ist kein Verstoß gegen dieselbe, wenn ich Euch sage, dass meine Geliebte die einzige Tochter des Herzogs von Ordmund war.«

»Die reizende Henrica?«, unterbrach hier Flaxmann überrascht den Erzähler.

»Eure Frage beweist mir, dass ihr das liebenswerte Wesen gekannt habt und nach ihrem Werte zu würdigen versteht. Ja, die reizende Henrica, der Stolz Englands, war meine Geliebte. Ja, dies Herz schlug noch im vorigen Jahr beglückt von der Liebe einer solchen Huldin, um deren kleinste Gunst ein Heer der vornehmsten Anbeter vergebens bettelte. Ich, ich war der Glückliche, und was bin ich nun?«

Norcroß in schwedischen Diensten

Nach dieser kurzen, und wie es schien dem Kapitän schmerzhaften Unterbrechung fuhr er sich nach seiner Gewohnheit mit der flachen Hand über das Gesicht und zerteilte so die Wolken, welche über dasselbe aufgestiegen waren. Hierauf fuhr er fort: »Das Possierlichste bei der ganzen Geschichte war, dass Frau Elisabeth Brondlov durchaus darauf bestand, ich solle zum Lohn für ihren Anteil an meiner Rettung ihre hässliche und dumme Tochter heiraten. Dieses Geschöpf war ungefähr achtzehn Jahre alt, aber selbst derjenigen Äußerlichkeiten bar, welches dieses Alter doch fast allen weiblichen Geschöpfen zu verleihen pflegt. Da hieß es denn recht, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich musste befürchten, dass mich die Schlechtigkeit meiner Befreierin wieder ins Gefängnis ausliefere, wenn ich mich weigerte, ihre Bedingung zu erfüllen. Ich tat mein Möglichstes, sie mit schlaun Versprechungen hinzuhalten, bis ich einst in der Nacht die Flucht ergriff und zu Fuß und ohne Mittel auf dem in der Nähe liegenden Gut des Obersten Maxfield, eines Anhängers der Stuart, ankam. Der Oberst war selbst zugegen und nahm mich herzlich auf. Auch er war in steter Gefahr, aufgehoben und ins Gefängnis gesetzt zu werden. Wir schlossen uns aneinander an und begaben uns, mit guten Mitteln versehen, verkleidet und meist nur in der Nacht reisend, auf die Flucht nach Frankreich.

Von Calais reisten wir sogleich nach St. Germain zu Ihrer Majestät der verwitweten Königin Maria von England. Wir hofften dort, wenn auch vor der Hand unsere Pläne nicht verwirklicht zu sehen, aber doch auf irgendein Unterkommen. In meinem Vaterland war ich geächtet, an den Stuarts hatte ich

treu gehalten und diese Treue hatte mein Unglück herbeigeführt. War es nicht natürlich, dass ich mich in meiner Hilflosigkeit an die wandte, welche sie verursacht hatte? Aber hilf Himmel! Was muss ich da sehen und erfahren! Dieser Anblick schnitt mir durch das Herz. Ich werde ihn nie vergessen. Ich sah die rechtmäßige Königin von England arm und im Elend von anderer Gnade leben. Ich sah eine geborene Fürstin ihre Blöße nur mit den armseligen Lappen des zerfetzten Purpurs bedecken, darben in Schmach und sich gegen ihre Untertanen beklagen, dass sie nicht einmal den nötigen Unterhalt mehr habe. Ach! Der große Ludwig war tot, und Frankreich gedachte der Besprechungen nicht mehr, welcher dieser edelmütige König in seinem Namen gegeben hatte. Mir verging bei diesem Anblick so aller Mut, dass ich beschloss, mir mein Glück auf eigne Faust zu bauen, und es nicht in einem Lande zu suchen, wo man eine Königin Not leiden ließ. Ich hörte, dass es vielen meiner Landsleute, Anhängern des Hauses Stuart, in Frankreich seit Ludwig XVI. Tod erbärmlich gehe, und beschloss daher, Frankreich sogleich wieder zu verlassen und nach Schweden zu gehen. Der kühne und tapfere Genius Karls XII. zog mich an. Aus der Türkei zurückgekehrt, hatte er seine mächtigen Feinde mit Schrecken erfüllt. Er sollte fortan mein Vorbild sein. Ich bat also die Königin Maria um ein Empfehlungsschreiben an des Königs von Schweden Majestät und reiste mit demselben ab. Der Oberst Maxfield ging nach Bar sur Aube, dem Aufenthaltsort des Prätendenten. Dort hoffte und erwartete ich nichts. Ohne also etwas von der neuen Verschwörung in England zugunsten der Stuarts, ohne vom Plan des Prätendenten, aus Frankreich zu fliehen und sich nach Schottland einzuschiffen, die geringste Ahnung zu haben, bestieg ich ein

Schiff und eilte nach Gothenburg. Sei es nun, dass die Königin über das bevorstehende Unternehmen ihres Sohnes selbst nicht unterrichtet war, sei es, dass sie sich scheute, mir das Geheimnis anzuvertrauen, sei es endlich, dass der Plan damals noch nicht völlig reif war. Genug davon, ich reiste unwissend ab. So viel ist gewiss, dass die Verschwörung in England und Schottland sehr geheim gehalten wurde. Und so konnte ich keinen Teil an der Ausführung des Unternehmens haben, welches ich teilweise selbst vorbereitet hatte. Die Expedition des Prätendenten ist, wie ihr wisst, unglücklich abgelaufen. Die verhängnisvolle Schlacht vom 13. November verdrängte den edlen Stuart wieder aus seinem Reich, und mir ist der Schmerz erspart worden, diesen Jammer mit anzusehen.

Ich gelangte ohne Geld in Gothenburg an und gab meinen Empfehlungsbrief an den Gouverneur der Stadt, Gadenhielm, ab. Dieser empfing mich freundlich, aber ich verbarg ihm meine dürftigen Umstände. Diese entdeckte ich einem meiner Landsleute und Parteigänger der Stuarts, den General Hamilton, welcher in schwedische Dienste getreten war und in Gothenburg lag.

Ich hatte diesen Mann noch nicht persönlich gekannt, aber bei dem ersten Besuch, den ich ihm machte, nahm er mich so sehr ein, dass ich von diesem Zeitpunkt an kein Geheimnis vor ihm haben konnte. General Hamilton war ein Freund des Gouverneurs Gadenhielm und hatte diesem gesprächsweise meine Not vertraut. Nun war Gadenhielm auf mich aufgebracht, weil ich nicht gleich mit der Wahrheit herausgekommen war, und hieß mich, als ich mich wieder bei ihm meldete, ohne Umstände zum Teufel gehen. Ich hielt mich an den General Hamilton und bat ihn, er möchte sich meiner bei des

Königs Majestät annehmen und mir zu irgendeiner Beförderung, sei es, welche es wolle, verhelfen. Allein der General erwiderte zu meinem Erstaunen: ›Sie sind ein junger Edelmann, der sich in der Welt schon vieles versucht hat. Bleiben Sie nicht hier. Es würde sie gereuen, wenn es zu spät wäre.‹ Wenn ich Jugend und Erfahrung im Seewesen besäße, so bliebe ich gewiss nicht in Schweden.

Da stand ich denn scheinbar von Gott und den Menschen verlassen und wusste meiner Verzweiflung kein Ende. Viel zu stolz, um auf diese Erklärung des Generals nur noch ein Wort zu sagen, verließ ich ihn, um ihn nicht mehr zu sehen. Ich kannte in Schweden keinen Menschen weiter, die Landessprache war mir unverständlich. Ich war mittellos und konnte nicht einmal Gothenburg verlassen, um nach Stockholm zu reisen und meinen Brief dem König selbst zu überbringen. Überdies steckte ich auf einem Kaffeehaus und im Gasthof in Schulden und war in der Kleidung fast abgerissen. Dies war ein schrecklicher Zustand, und ich rannte an der Meerküste und im Hafen wie wahnsinnig umher. Dort fand ich endlich den Kaperkapitän Flaxmann und machte Bekanntschaft mit ihm. Dieser wackere Mann nahm sich meiner an und machte mich zum Lieutenant seines Schiffs. Das war im vergangenen Herbst. Wir kreuzten hierauf längs der Vigseite zwischen den Klippen bei Marstrand. Als wir in dieser Hafenstadt anlangten, bemerkte ich, dass mein Kapitän mehr Lust hatte, bei seiner Geliebten, die dort wohnte, zu bleiben, als in der See nach Beute zu streifen. Ich ersuchte ihn also, in seiner Abwesenheit mir die Führung des Schiffes anzuvertrauen, und er übergab es mir mit Freuden. Aber kaum war ich ausgelaufen, als ich an der Stimmung meiner Untergebenen bemerkte, dass man mir auf dem Schiff nicht gewogen war. Freilich hatte ich auf

Mannszucht gehalten und war vom Kapitän bevorzugt worden. Ein mir ergebener Mann, Namens Rouard, verriet mir, dass der Secondlieutenant des Schiffs sich mit den Matrosen beraten hatte, nicht unter mir zu dienen.

Ich suchte seinem Anschlag zuvorzukommen, aber es half mir nichts. Ich wurde gezwungen, in den Hafen von Marstrand zurückzukehren und das Kommando des Schiffs niederzulegen. Hier musste ich einige Zeit in einer mir unangenehmen Ruhe zubringen, und das Schlimmste war, dass ich nur wenig Mittel hatte. Inzwischen hatte ich doch den Winter über Gelegenheit, zu zeigen, dass ich etwas vom Seewesen verstehe. Ich sah, dass mir das Glück in Schweden nicht günstig sein wollte, und nahm mir vor, Anfang dieses Jahres nach Holland zu reisen. Unterdessen hatte ich mich mit der schwedischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Ich ging also zum Kapitän Hedenberg nach Gothenburg, welchem der Kaper, auf welchen ich diente, gehörte, und begehrte einen Reisepass und ein Zeugnis über mein Verhalten von ihm. Unterwegs traf ich mit dem Gouverneur Gadenhielm und dem Kapitän Kline zusammen. Gadenhielm sagte gnädig zu mir, er habe mit Freuden vernommen, dass ich ein tüchtiger Seemann sei, er wünsche mir, mein Glück zu machen. Als ich ihm von meinem Entschluss, nach Holland zu gehen, sagte, befahl er dem Kapitän Kline sogleich, dass er mich als Kapitänlieutenant an Bord nehmen sollte. So war mir denn mit einem Mal geholfen. Wir liefen in See und bemächtigten uns bald einer Galliotte, die unter holländischer Flagge ging. Mein Kapitän befahl mir, die Prise nach Gothenburg zu führen, er selbst landete, da sein Schiss einigen Schaden erlitten hatte, in der Gegend von Marstrand, ohne weiter eine Prise gemacht zu haben. Der Gouverneur Gadenhielm, welcher an

diesem und vielen anderen Kapern Anteil hatte, war über Kline sehr ungehalten, als er dessen schnelle Rückkehr in den Hafen vernahm. Er trug mir auf, zu dem Kaperschiff zu reisen, dessen Schaden zu besichtigen und ihm Rapport zu erstatten. Das Schiff war übel zugerichtet, und ich sprach nach Recht und Billigkeit meinen Kapitän von aller Schuld frei. Nichtsdestoweniger bot mir Gadenhielm auf der Stelle das Kommando des Schiffs an. Er mochte wohl noch besonderen Hass auf Kline haben. Aber ich versetzte, niemals wolle ich durch anderer Unglück steigen, und solle ich nur Kapitän werden durch Klines Sturz, so wolle ich lieber diese Charge niemals bekleiden. Diese Antwort muss den Gouverneur sehr gefallen haben, denn er hatte sie des Königs Majestät mitgeteilt, welche eben nach Gothenburg gekommen war, das Seewesen dieses Hafens in Augenschein zu nehmen. Den folgenden Tag wurde ich zum Gouverneur gerufen. Er sagte mir, dass über fünfzig Kaperschiffe im Hafen lägen, welche der König besichtige. Ich solle mir eins aussuchen und mich nach Leuten umsehen, um es zu bemannen. Denn ich sei durch des Königs Gnade Kapitän. Da sah ich ein, dass der günstige Zeitpunkt für mich gekommen war, mich dem König bemerkbar zu machen. Zu diesem Zweck wählte ich keines von diesen Schiffen, sondern bat um Erlaubnis, eine in der Gegend versunkene Fregatte aus dem Grund des Meeres heben und führen zu dürfen. Jedermann staunte über diesen Einfall, aber er lenkte des Königs ganze Aufmerksamkeit auf mich. Mit Mitteln, die in Schweden noch nicht bekannt waren, zog ich das treffliche Schiff aus der Tiefe. Ihr wisst, meine Freunde, es ist das herrliche Gebilde, auf welchem wir jetzt die ruhige Meerflut durchschneiden. Des Königs Gnade wurde mir von Stund' an gewährt. Ich hatte oft die Ehre, mich mit ihm zu

unterhalten, und nun erst überreichte ich ihm den Brief der Königin Maria von England. Es gefiel dem König ausnehmend wohl, dass ich mich vorher als einen brauchbaren Mann bewährt und dann erst den für mich schmeichelhaften Brief übergeben hatte. Einen vorzüglichen Gönner fand ich an des Königs Begleiter und Günstling, an seiner Exzellenz dem Grafen Mörner. Der König hatte die Gnade, meinem Schiff den Namen des Grafen zu erteilen. So ist denn dieses treffliche Schiff gewissermaßen mein Geschöpf und ich das seine, denn ohne mich läge es ewig im Meeresgrund, und ohne es wäre ich nicht vom König und dem Grafen begünstigt worden. So gehören wir unzertrennlich zusammen, und ich fühle eine so lebhaftete Zuneigung zu meiner Fregatte, dass ich nicht mehr leben möchte, wenn ich sie nicht in die brausende Meerflut führen sollte. Gebietet das Schicksal einmal über mein Leben, so wünsche ich nichts sehnlicher, als dass dies treue Fahrzeug mit mir wieder in den Abgrund gezogen werden möchte, aus welchem ich es für mich, ja für mich allein heraufgeholt habe. Nachdem ich dies, mein Schiff, gefunden hatte, fand ich auch euch, meine Freunde, die dies Wasserhaus mit mir nun schon fast neun Monate im Sturm und Sonnenschein bewohnt haben. Ihr kennt von dieser Zeit meine Schicksale und ich habe euch nichts weiter zu erzählen.«

Erklärung und Aufklärung

Im hintersten Verschlag der Kajüte der *Graf Mörner*, in der sogenannten Kapitänskammer, saß das Fräulein von Gabel mit der ihr eigenen Majestät auf der Matratze, und ihre großen Augen blickten mit ruhigem Stolz auf den jungen Mann, der

bis jetzt unter dem angenommenen Namen Joseph Flaxmann aufgetreten ist. Er teilte in seinem äußeren Wesen ihre Ruhe nicht, und sein belebtes Auge flog von ihrer Gestalt oft auf die Gegenstände in der Kammer oder durch die Luken auf den sonnenglänzenden Meeresspiegel hinaus.

»Geben Sie mir endlich Rechenschaft, Herr Major«, redete die Dame in einem fast befehlenden Ton, »wie und durch welche Veranlassung sind Sie auf den närrischen Einfall gekommen, meine Wenigkeit von der dänischen Küste stehlen zu lassen. Fürwahr, an Sie, mein Herr, habe ich bei meiner Entführung auch nicht mit einem Gedanken gedacht. Reden Sie! Reden Sie!«

»Nur so mögen Sie es den wissen, Friederike«, versetzte der Fremde unmutig, »dass es Rache war, Rache für mein beleidigtes Ehrgefühl, welches mich mit dem Kapitän Norcroß einen Kontrakt abschließen ließ, schmeichelhaft sein musste. Allein ich bin dergleichen Erklärungen schon so gewohnt, dass ich aus der Ihren nicht mehr gemacht habe, wie aus jeder anderen. Hilf, guter Gott! Wenn alle die, die mir eine unerwiderte Neigung erklärt haben, mich gleich hätten rauben lassen wollen, die dänische Küste würde blockiert gewesen sein, und unser König geglaubt haben, der Schwedenkönig liege mit einer Flotte vor unserem Hafen.«

»Sie werden mir mit diesen Winkelzügen nicht entgehen, Sie werden mit Ihrem Spott mir nicht die Überzeugung wegräsonnieren, dass Sie mein Ehrgefühl mit Plan und Absicht haben kränken wollen. Denn es müsste Ihnen ja bei Gott am gesunden Menschenverstand fehlen, wenn Sie die Glut meiner Liebe von dem erkünstelten Strohfeuer eines erbärmlichen Surrogats von Leidenschaft, von welchem Ihnen Ihre übrigen Anbeter süße Dinge vorzusagen sich bemühten, nicht

hätten unterscheiden wollen.«

»Und wer bürgt Ihnen dafür, dass ich diesen Unterschied in seinem ganzen Umfang nicht wirklich gemacht habe? Gilt Ihnen aber eine gute Distinktionsgabe für gleichbedeutend mit Liebe? Beim Himmel, mir nicht! Ich liebte Sie nicht, Major. Ich feuerte Ihre Leidenschaft nicht an, ich suchte sie im Gegenteil abzukühlen! Aber je förmlicher, abgemessener, kälter ich gegen Sie war, desto entbrannter wurden Sie in mir. War das etwa meine Schuld? Und als Sie nun trotz meiner Vorsichtsmaßregeln dennoch mit Ihrer Liebeserklärung hervortraten, nahm ich Ihnen sogleich alle und jede Hoffnung in bestimmten, klaren Ausdrücken, keineswegs in kränkenden. Als solche sah sie nur Ihre erhitzte Einbildungskraft an. Wie? Sollte ein so kluger Mann im Ernst Liebe von einem Mädchen erzwingen wollen? Nimmermehr! Und fürwahr, ich hatte Sie schätzen gelernt, und deshalb waren Sie mir zu der Rolle eines Ehegemahls zu gut. Dazu taugte allein eine Kreatur, wie der Kammerjunker Raben, welcher bald nach Ihrem Verschwinden von Kopenhagen zu meinem Bräutigam deklariert und ausgestellt wurde. Sie werden das vielleicht unbegreiflich finden, aber ich habe bis jetzt keinen Mann geliebt, bis jetzt, o Himmel! Denn wie Sie mich hier sehen, liebe ich nun einen Mann so stark, so gewaltig, wie Sie mir Ihre Leidenschaft zu mir schildern. Sie haben also jene Friederike von Gabel nicht mehr vor sich, welche Sie vor einigen Wochen verließen, ach! Leider bin ich verwandelt! Aber Sie sollen nicht verächtlich von mir sprechen. Hören Sie also: Die unverhohlen mir geschenkte Neigung des jugendlichen Kronprinzen schmeichelte meiner Eitelkeit. Ich hatte keine klaren Entwürfe. Ich liebte den Kronprinzen so wenig wie einen anderen Knaben, doch aber mein Stolz fühlte sich glücklich in

der Huldigung dieses königlichen Kindes. Jetzt, nachdem die Macht der Liebe die Pforten meines Herzens gesprengt hat, jetzt vermag ich jenes Verhältnis, in dessen trübem Dämmerlicht ich die Erbärmlichkeit meiner Rolle nicht sehen und verstehen konnte, klar zu überschauen. Ich stand im Begriff, mit all der Kühllheit meiner Überlegung mich selbst meiner Eitelkeit, die nicht einmal weiblich war, zum Opfer zu bringen. Noch zuletzt aber sei Ihnen gesagt, dass der Kronprinz, sobald er Ihre mir dargebrachte Huldigung bemerkte, Sie mir in einem unvoreilhaftem Licht zu zeigen suchte.«

»Wie?«, rief Flaxmann entrüstet, »der Kronprinz von Dänemark hat es gewagt, die Ehre eines ... meine Ehre anzugreifen, um sich die Gunst einer Dame zu sichern? Ich konnte unglücklich, arm, heimatlos werden, aber ehrlos - barmherziger Gott! Ich vermag das schmäbliche Wort nicht auszusprechen. Nein, das ist nicht zu ertragen! Jeden Flecken von meiner Ehre muss ich mit Blut abwaschen und sollte es mit dem Blut eines Königssohnes und Thronerben sein. Auch in meinen Adern ...« Er schwieg bestürzt abbrechend und lief händeringend umher. Dann wandte er sich wieder zur Dame. »Ich beschwöre Sie, Fräulein, teilen Sie mir die Beschuldigungen mit, die der Prinz gegen mich erhoben hat, damit ich darnach die Größe seiner Schuld gegen mich erwäge!«

»Er sagte, Sie hätten den Prätendenten in seiner höchsten Not verlassen und seien der Sache zurzeit abtrünnig geworden, wo Ihre Teilnahme noch von Wichtigkeit gewesen wäre.«

»Ha! Über diesen königlichen Buben!«, schäumte Flaxmann. »Ich werde mir Genugtuung von ihm zu verschaffen wissen. Und vielleicht gibt mir der Himmel bald Gelegenheit, Ihnen und der Welt zu zeigen, wie ich meinem rechtmäßigen König

ergeben bin. Denn wenn ich auch Ihre Liebe nicht erwerben kann, so will ich doch Ihre Achtung nicht verlieren.«

»Und noch ein anderes Geheimnis habe ich Ihnen zu verraten, Herr Major«, fuhr das Fräulein mit einem milderem Ton fort und heftete ihren Blick mit einer lauernden Aufmerksamkeit auf sein Gesicht.

»Das wäre?«, rief er gespannt.

»Sie liebten mich in Kopenhagen und ließen mich dort rauben, weil ich diese Liebe nicht erwiderte. Ich habe Ihnen bereits einige Gründe meines Betragens aufgezeigt. Ich bin Ihnen den Letzten und Vorzüglichsten schuldig. Ich wusste nämlich, dass Sie von einer Dame mit einer stillen, aber gewaltigen, an Schwärmerei grenzenden Leidenschaft geliebt wurden, einem edlen vortrefflichen Mädchen, die mir sehr teuer war und die ich durch Einwilligung in Ihr Begehren über die Maßen betrübt haben würde.«

Des Fremden Gesicht hatte während dieser Worte eine merkwürdige Veränderung erlitten. Vom früheren Schmerz und Unwillen waren einige Züge geblieben und nun hatten sich die des Erstaunens und der Neugierde dazu gesellt.

»Wie wäre das möglich?«, rief er endlich. »Ich hatte nur Augen für Sie. Wer könnte die Dame sein?«

»Sollte Ihr Scharfsinn sie nicht schon erraten haben? Sollten Sie selbst in Kopenhagen nicht dann und wann die stille Aufmerksamkeit bemerkt haben, womit jene Dame selbst dann Ihnen huldigte, wenn Sie mit erhitzter Fantasie mir naheilten? Sollten Sie nicht die Zähre in dem sanften blauen Auge bemerkt haben, wenn Sie rücksichtslos nur mir zu Diensten lebten, die ich kalt, oft mürrisch zurückwies?«

»Wie ein Schleier fällt es mir von den Augen. Sie meinen Ihre Verwandte, Ihre Freundin und Gespielin, das Fräulein

Christine von Ove.«

»Sehen Sie, dass Ihr Herz nicht alles Gedächtnis verloren hat! Ihrer selbst unbewusst hat es die leisen, aber süßen Eindrücke empfangen, und bringt sie Ihnen nun, da Ihr Rausch vorüber ist, vor die aufgeklärte Seele. Christine liebte Sie von Ihrem ersten Erscheinen am dänischen Hof und liebte Sie heftig und heftiger, je mehr Sie sich zu mir wandten. Aber ihre still aufgeblähte Neigung war eine Nachtviole, die sich dem Licht des Tages verschloss, um so scheuer, da dieses Licht sich einer wilden Rose zuwandte, die in Dornen und Laub am steilen Bergabhang über dem steilen Strom wucherte. Und so habe ich ihre Liebe erst erraten, dann sie mit einer Neckerei überrascht und ihr so endlich das Geständnis derselben abgelockt. Damals konnte ich darüber lachen, denn ich verachtete alle Männer. Liebe war mir ein Spott. Nun ist mir ihre Neigung heilig.«

»Sprechen Sie Wahrheit, Fräulein?«, fragte Flaxmann mit einem durchbohrenden Blick.

»Major!«, versetzte sie ernst, »wann habe ich je gelogen und was würde mir die Lüge helfen? Ich bin in Ihrer Gewalt. Tun Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt, aber Sie werden bei näherer Untersuchung stets bewährt finden, dass ich jetzt und immer Wahrheit sprach.«

Der junge Mann wandte sich mit nicht zu verbergender Bewegung ab, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Aber die natürliche Heftigkeit seines Gemüts duldete ihn nicht länger in der Kammer. Er stürzte hinaus und ließ das Fräulein in Unklarheit über seinen Zustand zurück. Auch sie war unruhig. Ihre Gedanken trieben wie vom Sturm gepeitschte Segler auf dem wogenden empörten Meer ihrer Gefühle und lauteten in Worte übersetzt ungefähr wie: »Friederike, du hast an der

Natur gefrevelt und dafür rächt sich die Natur an dir. Du hast die Männer verachtet und nun liebst du einen, der dich verachtet, der eine andere liebt und niemals der deine werden kann. Aber wie? Bin ich denn so schwach geworden wie ein Kind? Ist denn so plötzlich alle mir sonst eigentümliche Stärke von mir gewichen? Ich lebe auf diesem Schiff wie in einem Zauberschloss.

Wenn ich nur erst das Festland wieder betrete, so wird auch meine alte Kraft wiederkehren. Ich muss, ich muss mich besiegen. Welche Schande für meinen Stolz, diese Krone eines seines Wertes bewussten Gemüts, wenn ich ihm meine Schwäche merken ließe! Ach, und habe ich nicht, seit ich auf diesen Meeren schwimme, über mich wachen müssen, damit ich mich ihm nicht verriete? Bin ich denn nicht jetzt schon gedemütigt genug, dass ich wähnte, er habe mich für sich geraubt? Wie glücklich machte mich dieser Wahn! Wie schrecklich war die Enttäuschung! Und habe ich mich ihm nicht schon verraten? O, Friederike, was ist aus dir geworden? Ein schwaches, erbärmliches Geschöpf! Doch ermanne dich! Erwache aus diesem düsteren Traum, aus diesem betäubenden Schlaf! Auf! Auf! Wappne dich! Verschließe dein Herz diesen Empfindungen der Schwachheit, die dich schänden!« In dieser Aufregung schritt sie hin und her, als Flaxmann plötzlich wieder vor ihr stand.

»Ich habe töricht gehandelt«, sagte er ernst und würdig. »Als ich, ein armer Flüchtling, zuerst in das Haus Ihres Vaters trat, schenkten Sie mir auch nicht die geringste Aufmerksamkeit weiter, als die Höflichkeit vorschreibt, aber Christines Mitleid kam mir mit rührender Natürlichkeit teilnehmend entgegen. Ihr sanftes Mitgefühl ergriff mich. Ich fühlte in meinem Herzen etwas für sie sich regen, das, wenn es noch nicht

Liebe war, es doch sicherlich geworden wäre. Da raunte mir mein englischer Stolz zu, es sei meiner unwürdig, mich bemitleiden zu lassen, oder einer Seele, die mich zu bemitleiden wage, gut zu sein. Er sagte mir, das stille Veilchen am Weg sei nicht die Blume für ein so stolzes Herz wie das meine, und ich verschloss es ihm, um es der Sonnenblume zuzuwenden, die doch von mir nichts wissen wollte. Sehen Sie, so habe ich die aufkeimende Neigung zu Christine in meiner Seele erstickt, so habe ich durch erkünstelte Treibhauswärme eine glühende Leidenschaft für Sie in mir erzeugt, die um so rasender wurde, je größeren Widerstand sie fand. Ihre besonnene Antwort auf meine tolle Liebeserklärung trieb mich von Kopenhagen fort, meine Leidenschaftlichkeit jagte mich in die Hände der Werber, sie würde mich noch weiter geführt haben, wenn Kapitän Norcroß' Tapferkeit mich nicht für die schwedischen Fahnen gewonnen hätte!«

»Sie haben gegen die Natur gesündigt wie ich, und Ihre Buße ist gerecht wie die meine. Doch sagen Sie, was wollten Sie als dänischer Rekrut in Kopenhagen?«

»Ihnen wollte ich unter die Augen treten im Kommissrock des gemeinen Soldaten, höhnen, beschimpfen wollte ich Sie, Ihres Stolzes wollte ich spotten, ich wollte ein Rotürrier sein, um die ausgesuchteste Rache an Ihnen zu nehmen. Das war mein dunkler Plan.«

»Sie gefallen mir immer mehr, Major, und wenn ich Sie gleich nach Ihrem ganzen Charakter kennengelernt hätte und Christine nicht dazwischen gekommen wäre, ich hätte Sie vielleicht lieben können. Doch dies ist vorüber. Christine ist Ihnen nicht gleichgültig und ich würde Sie nie lieben können.«

»Nicht wahr, Kapitän Norcroß war so glücklich, diesen

Stolz zu brechen? Wissen Sie auch, dass er eine Braut in Stockholm hat?« Die Frage war nicht ohne Beimischung von Schadenfreude.

»Ich weiß es. Und wenn Sie jemals etwas für mich empfunden haben, so beschwöre ich Sie, erwähnen Sie bei ihm meiner nicht, so wenig wie bei mir seiner wieder.«

»Wie Sie wünschen«, spöttelte er. »Übrigens, mein Fräulein, sind Sie frei, und sobald wir den Fuß ans Land setzen, haben Sie freien Willen, zu tun, was Ihnen beliebt, nach Kopenhagen zurückzukehren, oder ...«

»Nimmermehr! Glauben Sie denn, es wäre mir möglich, wieder in Verhältnisse zu treten, die ich jetzt verabscheue?«

»Und werden Sie mir verzeihen, was ich in höchster Leidenschaftlichkeit tat? Was soll ich es leugnen, ich liebe Sie nicht mehr mit jener rasenden Heftigkeit, aber ich hasse Sie auch nicht, wie erst.«

»Ich habe Ihnen alles verziehen, Major. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, dass Sie mir nach der heutigen Unterredung nicht gleichgültig sind. Ich habe Sie erkannt. Und kann ich Sie auch nicht lieben, so werden Sie meine Freundschaft doch nicht verschmähen.«

»Friederike«, rief der junge Mann, plötzlich von neuer Leidenschaftlichkeit erfasst, »könnten Sie mir mehr sein!«

»Denken Sie an Christines stille Liebe und an die Schändlichkeit des Kronprinzen!«

»Ha, woran erinnern Sie mich! Stockholm liegt vor uns und bald muss die Stunde schlagen, die mir Mittel zur Rache gibt. Ja, und es ist wahr. Ich liebe Christine, ich fühle es. Ich werde von ihr geliebt und ich konnte ein Torr sein, mich von ihr zu wenden!«

»Es ist immer noch Zeit, zu ihr zurückzukehren.«

»So sei es!«, rief Flaxmann und verließ Friederike abermals.

»Nun habe ich freie Bahn,« sprach sie zu sich selbst. »Mir soll der Schwächling nicht mit einer Liebe entgentreten, die ich nie erwidern kann. Und doch ist er besser, als ich ihn geglaubt habe. Christine wird er beglücken können, aber nicht mich. Für dich, stolzes Herz, gibt es kein Glück mehr auf der Welt. Den kühnen Räuber, oder keinen! Er ist mein Schöpfer, er hat die verkrüppelte Knospe zur wahren Blüte gebracht. Doch soll sie seine Hand nicht brechen, so mag sie verwelken. Eine Herzogstochter liebte ihn, wie er erzählte, und wahrlich, dieser Mann muss solcher Liebe würdig sein. Dieser prinzliche Flachkopf hat mich entwürdigt! Ha! Ich die Buhlerin eines Prinzen! Eines Knaben! Rache dir dafür, Kronprinz Christian! Schmähhliche Rache für diesen Gedanken! Wilde, gewaltige Gedanken wirbeln durch meinen Kopf, aber Norcroß steht fest in meinem Herzen. O! Kühner Seeheld, kenntest du dies Herz, du wüsstest nichts mehr von einer Braut in Stockholm. Was wird sie fein? Ein gutes sanftes Geschöpf, eine zweite Christine. Norcroß, du verdienstest ein anderes Weib. Doch still, Herz, und behaupte deinen Stolz in seiner Nähe.«

Verlegenheit auf der Fregatte

Sie stieg aus der Kajüte auf das Verdeck der Fregatte. Diese ging eben auf den Meerbusen zu, welchen die felsigen Holme im weiten Halbkreis einfassen, jene versteinerten Riesen, die die königliche Hauptstadt des Schwedenreichs auf ihren Häuptern tragen. Die Herbstsonne schien sich ihrer sommerlichen Kraft noch einmal erinnert zu haben und bestrebte sich, die alten Zauber mit dem Aufgebot aller Strahlen, die sie

den nordischen Ländern zuzusenden vermochte, zum letzten Mal auszuüben. Die Nebel waren gewichen und zerstreut oder flatterten fliehend dem Bottnischen und dem Finnischen Meerbusen hinauf, ihrem kalten Geburtsland zu, und erlaubten ihrer Besiegerin, der Sonne, einmal wieder in den tiefsten Schoß der Ostsee hinabzublicken und sich die untergegangenen Städte, die versunkenen Schiffe und die schimmernden Bernsteinberge, und was sonst noch prächtiges da unten steht, zu betrachten. Freundlicher für die auf den Meerschiffen daher schwimmenden Menschen aber leuchtete die auf die weißen Felsen gebaute Königsstadt, das herrliche Stockholm. Vornan standen die Inseln alle, als Wächter des Hortes, als die riesigen Knappen der schwedischen Königskrone, und spiegelten ihre blanke Rüstung im blauen Meer ab, dann lagerten rechts und links an der Pforte die mächtigen Holme, gleichsam die Torhüter und herüber durch die enge Wasserstraße strahlten die königlichen Paläste und Schlösser und die Festen und Dome des Beckholm, Kastellholm, Staden und Ritterholm. Und wie in schweigender Verehrung die Menge mächtiger Vasallen den Königsthron umsteht, so lagerten die beiden Städte rechts und links an der Meerenge, der Södermalm und der Norrmalm, und blickten huldigend auf die inmitten des Meerpasses thronenden königlichen Schlösser und die Hauptkirche, auf Staden, als auf den schwedischen Thron. Ein erhebender Anblick entzückte das Auge und die Seele, und Friederike gab sich dem großartigen Eindruck hin. An den Bord des Schiffes gelehnt schaute sie in das ruhige Meer und die lockende Ferne, wie sie im Sturm in das empörte Meer und die grausige Nacht geblickt hatte. Aber es blieb zweifelhaft, welches von beiden Schauspielen ihr mehr Vergnügen bereitet hatte.

Um sie zeigte sich das Bild der Freude in verschiedenen Abdrücken, mutwillig koloriert. Die Matrosen kletterten an den Rahen hin und her und schmückten die spitzen Spieren mit bunten Wimpeln und Flaggen, während auf des Kapitäns Wink unten andere die Kanonen rüsteten, um die Königsstadt schuldigermaßen mit Donnerschall zu begrüßen. Andere scheuerten singend das Verdeck, andere putzten die Kajüte auf, denn es war nicht unwahrscheinlich, dass der König selbst, wenigstens der Graf Mörner dem Schiff einen Besuch machen werde. Juel Swale war damit beschäftigt, seinem Herrn Kammerdienerdienste zu leisten, und packte dessen Staatsuniform und Kapitänshut aus. Flink wie immer hatte er den Kapitän bald umgekleidet und musterte mit gefälligen Blicken die Pracht der Garderobe. Norcroß drückte den Federhut in die dunkelbraunen Haare und warf einen schalkhaften Blick auf Flaxmann, der wie im inneren Kampf auf einer Bank saß und das schöne Haupt in die Hand auf den Tisch gestützt hatte. Hierauf ging er zu dem Nachdenkenden hin, schlug ihn leise auf die Schulter und sprach zu dem wie aus einem bösen Traum Emporfahrenden: »Eure so lang verschobene Unterredung mit Fräulein von Gabel unter vier Augen scheint nicht die gewünschten Folgen gehabt zu haben. Sie steht dort und beschaut sich den Meerspiegel, als hätte sie Lust, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen, und Ihr kalmäusert hier, als wenn Euch die Seemöven das Brot gefressen hätten.«

»In der Tat, Kapitän«, versetzte der andere, ohne aufzuschauen, »ich schäme mich vor mir selbst, dass ich Eure Tapferkeit zu einem Abenteuer in Anspruch nahm, welches zu nichts weiter geführt hat, als mir mich selbst in einem lächerlichen Licht zu zeigen. So verbleichen die glühendsten und

gefeiertsten Bilder unserer wildesten Wünsche, sobald sie uns näher gerückt, heimgegeben sind, und in der Pforte der Gewährung stehend, sehen wir Schwelle und Tempel versinken und starren in das öde Chaos unserer eigenen Schwäche.«

»Fürwahr, Ihr kommt mir unbegreiflich vor. Ihr gabt vor, zu jeder Unternehmung für unseren König, für unser Vaterland untauglich zu sein, bevor Ihr nicht die Glut Eurer Leidenschaft oder Eurer Rache gekühlt, und nun, da Ihr das eine und das andere könnt, sitzt Ihr und winselt von Neuem über Euer Schicksal.«

»Ich vermag mich selbst nicht zu begreifen, mein Freund«, entgegnete Flaxmann mit einem Anklang bitterer Wehmut, »und deshalb kann ich es Euch nicht übel nehmen, wenn Ihr es nicht vermögt. Ach, das Leben hat ja so viel Unbegreifliches! Ich wollte, ich wäre nie nach Dänemark gekommen!«

»Dann klagt lieber gleich unsere Königin Anna - Gott habe sie selig! - an, dass sie sich den dänischen Prinzen zum Gemahl auserkoren hat. War denn Euer Vater nicht des Prinzen Freund, war Prinz Georg nicht der Taufpate Eurer Schwester?«

»Leider ist es so!«

»In welches Land hättet Ihr also nach des Prätendenten Unglück im vorigen Jahr zu fliehen ein größeres Recht gehabt als nach Dänemark? Doch darf ich wissen, was Euch von Neuem bedrängt, so öffnet mir Euer Herz und seid versichert, dass ich helfe, wenn ich helfen kann.«

»Ich weiß es und Ihr sollt es erfahren. Warten wir nur eine der Mitteilung günstigere Stunde ab. Jetzt muss ich erst den Kampf mit mir allein auskämpfen. Nur das eine müsst Ihr wissen: Das Fräulein von Gabel ist frei, und ich wünsche, dass in Stockholm nichts von der Geschichte meiner Leiden-

schaft und ihrer übereilten Handlung verlaute.«

»Wahrhaftig!«, rief Norcroß, »die Fabel vom Fischlein, das ein Schiff viele Meilen weit Strom und Wind entgegen trägt, klingt mir glaubhafter, als Eure Äußerungen. Doch Euer Wille soll geschehen, die Schöne ist Eure Gefangene und nicht die meine. Ihr dürft nur wünschen, was mit ihr geschehen soll. Es versteht sich übrigens von selbst, dass wir über den Vorfall die tiefste Verschwiegenheit beobachten, da Euer Wind sich gewendet hat. Wäre er im alten Strich geblieben, so durfte der König immerhin davon erfahren, er hätte den Coup politisch betrachtet und sich darüber gefreut. Ja, ich wäre einer Belohnung gewiss gewesen. Nun aber müssen wir uns hüten, dass etwas davon verlautete, denn Ihr wisst, der König ist ein Weiberfeind und hasst alle Liebesgeschichten. Der Mädchenraub möchte mir teuer zu stehen kommen und Eure Pläne vereiteln.«

»Aber denkt, wie seltsam der Zufall, oder wenn Ihr lieber wollt, die Bestimmung mit uns spielt! Ich habe Friederike erklärt, was ich Euch soeben gesagt habe, aber sie hat mit Bestimmtheit, nach Kopenhagen zurückzukehren, verweigert.«

»So stellt sie dem König als Eure Braut vor.«

»Nimmermehr! Sie liebt einen anderen und ich liebe eine andere.«

»Sprecht Ihr im Traum?«

»Ich rede die Wahrheit. Aber sagt, findet Ihr nicht, dass Friederike in Gestalt und Wesen Ähnlichkeit mit Eurer früheren Geliebten, mit der reizenden Tochter des Herzogs von Ormund hat?«

»Wie kommt Ihr auf diese seltsame Frage?«

»Ei, wisst Ihr schon nicht mehr, dass ich das Studium der *ars sympathetica* mit Eifer getrieben habe, dass ich etwas auf

die geheimen Wissenschaften halte und auf Eurem Schiff für einen Hexenmeister gelte?«

»Und wenn mir nun wirklich des Fräuleins Ähnlichkeit nicht allein mit meiner Henrica, sondern auch mit meiner ersten Liebe in Lissabon auffiele, was würdet Ihr mittels Eurer geheimen Wissenschaft daraus schließen?«

»Dass sie Euch bestimmt ist und nicht mir.«

»Ihr scherzt! Ich denke mich nach Seiner Exzellenz, des Herrn Feldmarschalls Grafen Mörner Willen bald mit dem Fräulein Broke zu vermählen, mit welcher ich, so lange ich in Schweden bin, Bekanntschaft habe. Mein Patron und Gönner wünscht unsere Ehe, und ich habe keinen Grund, mich diesem gnädigsten Wunsch, der mein Bestes erzielt, zu widersetzen, denn ich schätze das Fräulein Broke, ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit wegen, vor allen anderen Damen hoch.«

»Nicht die Leidenschaft der Liebe hat Euch zu Eurer Braut geführt, nur das Bedürfnis des Umgangs, der Wunsch Eures Mäzens und die Konvenienz. Und Ihr werdet mir deshalb den Glauben nicht nehmen, dass Ihr nicht für das Fräulein bestimmt seid. Es gibt gewisse geheime Indizien, die man nicht belächeln sollte. Die Rätsel der Natur liegen nicht oben auf und vor jedermanns Augen, ihre wunderbaren Kettungen wollen gefühlt, geahnt sein.«

»Geht mir mit Euren Indizien, Rätseln und Kettungen, mit Euren Gefühlen und Ahnungen und all dem wunderlichen Schnickschnack!«, sprach der Kapitän lachend. »Meine Jungen haben Euch angesteckt. Ihr fangt nach und nach selbst zu glauben an, dass Ihr ein Zauberer und Hexenmeister seid. Das Fräulein Broke wird meine Braut, und ich mache mein Glück durch sie, weil sie eine Verwandte des Grafen und von ihm wohlgelitten ist. Übrigens werde ich weder sie noch je-

mals eine andere Dame mit jener leidenschaftlichen Glut lieben können, mit welcher ich einst meine Donna Isabella und meine Prinzessin Henrica umschlang. Diese Zeiten sind vorüber, und mein Herz ist tot für solche Empfindungen.«

»Nennt Starrkrampf nicht Tod, Norcroß. Die Natur möchte Euch Lügen strafen. Ihr seid von ihr zu einem ihrer Schoßkinder bestimmt, und zwingt Euch selbst, im Gleis der Gewöhnlichkeit Euer Leben hinzuschleppen. Aber Euer Geschick wird Euch wider Euren Willen beim Scheitel nehmen und den Flug eines Adlers führen.«

»Ihr sprecht viel zu schmeichelhaft von mir. Ich sehne mich nicht danach, noch Liebesabenteuer zu bestehen. Ich wünsche Euch meine Erfahrungen in diesem Stück und bin überzeugt, Ihr würdet gleiche Meinung mit mir hegen.«

»Es scheint in der Tat, als ob Ihr ausgezeichnetes Glück bei schönen Frauen hättet.«

»Leider oft zu ausgezeichnet!«

»Ich ahne. Jene Dame, welche Euch durch die Barbiersfrau in Barnet aus dem Gefängnis befreien ließ, mag Eure Erfahrungen in der Liebe nicht auf das Angenehmste bereichert haben.«

»Ihr habt recht.«

»Ich weiß nicht, welche sonderbare Ahnung mich bei Eurer Erzählung überkam. Ich halte, wie Ihr wisst, etwas darauf.«

»Welche Ahnung?«, fragte der Kapitän aufmerksam.

»Der Ton Eurer Frage regt sie noch mehr auf. Wie? Solltet Ihr meinerwegen den Namen jener Dame verschwiegen haben?«

»Bei Gott! Ihr habt recht!«, rief Norcroß erstaunt.

»Und jene Dame war meine eigene Schwester Rosamunde?«

»Steht Ihr wirklich mit Geistern im Bunde? Seid Ihr mehr,

als ich weiß? Steht Euch wirklich eine geheime Wissenschaft zu Gebote?«, so rief der Kapitän Norcroß und warf den Kopf wie von Schrecken ergriffen zurück.

»Seid Ihr nun schon etwas mehr geneigt, an Ahnungen, Indizien und dergleichen zu glauben?«

»Sagt mir, ich beschwöre Euch, wie seid Ihr darauf gekommen, in jener Dame Eure Schwester Rosamunde zu vermuten?«, fragte der Kapitän noch immer verwundert.

»Ich diente in der Provinz und kam selten nach London. Aber da Ihr von unserer Partei ward, so hörte ich oft von Euch reden. Meine Sendungen an den Hof von St. Germain und Bar-sur-Aube gaben mir ebenfalls Gelegenheit von Euch zu hören. So oft ich in London war, redete Rosamunde von Euch. Sie war eine Bekannte der Prinzessin Henrica. Die große Welt nannte beide Freundinnen. Doch das konnten sie nicht sein, denn Henrica war tugendhaft, Rosamunde nicht. Ich wusste viel Tadelswertes von meiner Schwester. Von Eurer Liebenswürdigkeit reden, war bei ihr schon sicherer Beweis, dass sie sterblich in Euch verliebt sei. Überdies wusste ich, dass die Amme meiner Schwester einen Barbier in BARNET geheiratet hatte. Kaum also hattet Ihr die Prinzessin Henrica als Eure Geliebte in London bezeichnet, so ahnte mir, dass Rosamunde Eure Befreierin aus dem Gefängnis gewesen sein möchte. Der Name meines Vaters, die Einkünfte ihrer eigenen Baronie, ihre Schönheit, die sie zu ihren Zwecken an den Mann zu bringen sich nicht scheute und zuletzt ihre schlaue Erklärung, dass sie mit Leib und Seele der hannoverschen Partei und den Whigs zugetan sei, womit sie sich überall eingeschmeichelt, ja wodurch sie sogar Einfluss erlangt hatte, da mein Vater immer in Verdacht des Jakobinismus war. Alle diese Mittel machten ihr wahrscheinlich die

Öffnung Eures Gefängnisses leicht. Aber sagt mir nun auch, welchen Lohn begehrte sie für ihre Befreiung?«

»Verzeiht, Major, wenn ich Euch diese Bitte abschlage. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, darüber zu reden, und die Zeit hat mich dann geneigter gemacht, über ein mir widriges Verhältnis zu sprechen. Jetzt lasst uns vor allen Dingen überlegen, was aus dem Fräulein von Gabel werden soll.«

»Ich habe ihr wunderliches Schicksal unbesonnenerweise veranlasst, nun will ich auch für sie sorgen. Lasst mich darüber mit ihr selbst sprechen.«

»Gut, so wollen wir unseren Burschen die Zungen schweigen lassen, denn in zwei Stunden legen wir im Hafen an. Meister Pehrsohn!«, rief er dem Oberbootsmann zu, der die Taue eben einrollte, dann und wann den Tabakrauch unwillig aus seiner Pfeife blies und mit scheelen Blicken zu dem Fräulein von Gabel hinsah. »Es macht sich notwendig, dass außer unserer Mannschaft keine Seele etwas von dem Raub jenes Mädchens erfährt.«

»Für meine Burschen büрге ich, aber nicht für die dänischen Stockfische da hinten auf dem Schoner.«

»Diesen will ich das Maul stopfen. Wer eine Silbe lallt, so droh' ich, bekommt zwei Lot schnelles Blei hinein. Das wird ihnen die Zähne zusammenhalten. Besprecht Euch mit unseren Leuten.«

»Viel Umstände eines Unterrocks wegen!«, grummelte der Bootsmann.

»Alter, seid nicht so bös. Die Sache ging nicht anders.«

»Ihr werdet sehen, dass die *Graf Mörner* nun kein Glück mehr hat. Ein Weib auf dem Schiff! Aller Appetit ist mir vergangen, seit Ihr solch' Fleisch, solch ... nun, man nennt's nicht gern ... eingenommen habt. Ich habe meinen Grog mit Ekel

getrunken. Puh! Mich schaudert's, wenn ich daran denke!«

»Ihr seid ein Narr, Pehrsohn!«

»Herr!«, erwiderte der Bootsmann und machte mit dem rechten Arm eine drohende Bewegung nach Stockholm zu, »wenn Ihr mir deshalb einen Narren stechen wollt, so beschimpft Ihr damit einen höheren und mächtigeren Mann als Pehrsohn, einen Mann, den Ihr so hoch verehrt, wie ich, und der alle Verehrung verdient, obgleich er es sein Lebtag über so gehalten hat, wie ich, das heißt, er hat nichts von Weibern gehalten. Ich meine damit unseren allergnädigsten König und Herrn.«

»Lasst's gut sein, Meister, es war so arg nicht gemeint«, begütigte ihn der Kapitän.

»Weil mir einmal des Königs Majestät in den Sinn kommt«, fuhr der Bootsmann fort, »so besinnt Euch doch ja, was Ihr sagen wollt, wenn der König, wie's oft trifft, im Hafen sein und gleich unsere Fregatte besteigen sollte. Glaubt Ihr, er werde schmunzeln, wenn er den Unterrock unter unseren Schiffsjacken findet? Den rührt der Anblick eines bartlosen Gesichtes so wie mich, oder es wird ihm zumute wie den Hunden, wenn sie eine Katze in der Stube riechen. Und eine feine Nase hat die Majestät auch und weiß gewiss so gut wie ich, den Geruch eines Unterrocks vom Teerduft einer Matrosenjacke zu unterscheiden. Zuletzt, mein' ich, wenn die Sache geheim bleiben soll, so darf das Weibsbild nicht mit in den Hafen, denn in einer Stunde wüssten es alle Wasserratten, dass auf der *Graf Mörner* ein Mensch hervorgekrochen sei, der keine Hosen getragen habe. Ihr müsstet sie denn in eine Kiste packen und also ans Land schaffen lassen oder bis um Mitternacht in der Taukammer verstecken.«

Flaxmann, der danebenstand, pflichtete dem Bootsmann

bei, und auch der Kapitän fand es einleuchtend, dass Friederike nicht mit in den Hafen einlaufen dürfe.

Der Steuermann Reetz, der Lieutenant Gad und der Schiffschirurgus Habermann wurden also mit zum Kollegium gezogen, um zu beraten, was man zu tun habe, um alles Maulgesperre zu vermeiden.

»Ich habe meine Gedanken schon im Stillen über die Frau gehabt«, sagte Reetz. »Lieber Gott! Menschen sind ja die Weiber wohl auch und Geschöpfe Gottes, aber doch eigentlich nur halbe. Denn sagt selbst, sie sind da, um zu essen und zu trinken, nicht aber, um auch zu arbeiten. Sie sind da für die Nacht, nicht aber für den Tag. Sie sind da für das Festland, nicht aber für das Meer. Auf das Wasser soll keine Frau. Wir fuhren einmal - es mögen wohl ein halbes Schock Jahre her sein - an einem stürmischen Tag durch das Kattegat, da stießen wir auf das Stralsunder Paketboot und gaben ihm eine Salve. Das Boot wollte erst sein Heil in der Flucht suchen, aber wir hatten den Kiel angebohrt und die Planken zum Sieb gemacht. Es musste nach der dritten Salve die Segel streichen. Aber denkt Euch unseren Schrecken, als wir hinübersetzen und eine Frau zerschossen auf dem Boden der Kajüte liegend fanden, die einen Säugling an der blutenden Brust hatte! Beinahe hätten wir über einen solchen Anblick die ganze Priese im Stich gelassen. Nun, ich erbarmte mich des Wurms, aber wenn's doch ein Junge gewesen wäre! Nein, ein Mädchel! Was half's? Ich fütterte die kleine Bestie mit Fleischbrühe und Wein, schleppte mich damit herum, wie eine Amme und bracht's glücklich davon. Na, jetzt hat sie einen Mann und Kinder. Ein anderes Mal zwang mich der russische Kapitän Hutchin, in dessen Diensten ich stand, ein Weib an Bord zu nehmen! Das war eine Not! ...«

»Es ist gut, Meister Reetz«, unterbrach der Kapitän den redseligen Alten etwas ärgerlich, »wir wollen der gegenwärtigen Not gedenken und überlegen, wie wir sie loswerden.«

»Ich sehe nicht ein«, begann der Lieutenant Gad etwas hochtrabend, »wie man sich auf dem Wasser aller menschlichen Gefühle dergestalt entäußern kann, dass man das Unterste zuoberst kehrt und den Schmuck, die Zierde, die Blüte des Menschengeschlechts für dessen Abwurf hält? Ein so bezauberndes Wesen, wie jene Schöne, sollte von uns allen hoch verehrt und im Triumph in den Hafen der Hauptstadt geführt werden.«

»Ich wundere mich über nichts weiter«, sagte der Kapitän lächelnd, »als dass Ihr mit diesen zärtlichen Gesinnungen Eure 36 Jahre erstiegen habt, ohne vom Liebesgott in feste Bande geschmiedet worden zu sein. Wollt Ihr nicht bei jener Schönen anfragen, die Eure Gunst in so hohem Grad zu besitzen scheint? Sie ist zurzeit vakant.«

»O, spottet ihrer nicht!«, bat Flaxmann mit einem Ton, der von seiner inneren Verletzung sprach.

»Mit Verlaub zu melden«, erhob nun der Chirurgus seine feiste Stimme, »was mich betrifft, so denk' ich, wir setzen ein kleines Boot aus, packen das schwarzäugige Teufelchen hinein und bugsieren es gleich nach Ladugårdslandet hinüber. In der Karlsstraße neben dem alten Nonnenkloster wohnt eine ehrbare Witwe in einem Häuschen. Sie hat viel Bekanntschaft, und ich habe die Ehre, dazu zu zählen. Das macht, ihr verstorbener Ehemann war Chirurgus und Barbier. Frau Ebba Ankarfield führt die Barbierstube fort, schenkt dabei Wein und Branntwein aus und vermietet ihre Zimmer an anständige Fremde. Man wohnt abgezogen bei ihr, denn die Passage ist dort gering. Auch gibt sie auf Verlangen ein Stübchen hin-

ten hinaus.«

»O! Ich kenne die Frau Ankarfield!«, rief Juel Swale, »ich bin mit den Matrosen zuweilen bei ihr eingekehrt. Sie macht gern Redens und hält besonders viel auf ihre Ehre.«

»I! Du Wetterjunge! Mit Verlaub, Kapitän, so kann sie der Bube hinführen und einen Gruß von mir bringen. Danach, wenn unsere Sachen in Ordnung sind, könnt Ihr ja weiter über die Sache nachdenken.«

»Bei meiner Treu, ich glaube, Meister Habermann gibt uns den besten Rat!«, rief Flaxmann.

»Es ist wahr!«, setzte der Kapitän hinzu. »Ich hatte einen ähnlichen Vorschlag, wenn ich auch nicht Straße, Haus und Mietleute, wo das Fräulein wohnen soll, anzugeben wusste. Erst wollte ich den Rat meiner Herren darüber hören.«

»Gebt mir den Juel und noch einen Matrosen, ich werde das Fräulein begleiten, das bin ich ihr schuldig«, sprach Flaxmann.

»Mit Verlaub, Ihr werdet bei Frau Ankarfield so vortrefflich wohnen, wie im besten Kaffeehaus auf dem Ritterholm«, erinnerte der Chirurgus geschmeichelt. »Nur muss ich, mit Verlaub, Euch bitten, der guten Witwe, die meine Freundin ist, nicht merken zu lassen, dass Ihr mehr könnt wie andere Leute. Sonst würde sie Euch um keinen Preis der Welt aufnehmen, denn sie würde in steter Angst sein, Ihr möchtet Euch in einen Wehrwolf verwandeln, und vor Wehrwölfen hat sie besonderen Respekt.«

»Aber was soll ich tun, wenn sie nun Lust bekäme, in meine Schreibtafel zu sehen?«

Der Chirurgus wurde noch röter, als die gewöhnliche Wirkung der eingenommenen Spirituosa ihn färbte, und der Lieutenant Gad wendete sich verlegen ab.

»Wir haben eins übersehen«, bemerkte der Kapitän, »nämlich, ob die Dame auch Lust hat, sich wie eine verbotene Ware in die Stadt schmuggeln zu lassen. Lieutenant Gad, habt die Güte, sie darum zu befragen.«

Der Lieutenant zauderte und blickte den Kapitän mit einem albernem Gesicht bittend an.

»Was zögert Ihr?«, fuhr Norcroß fort. »Ihr habt Euch so deutlich zugunsten jener Dame erklärt, dass Euch die Gelegenheit, mit ihr in ein Zwiegespräch zu geraten, willkommen sein muss.«

»Ich bitte sehr um Entschuldigung«, stotterte der Lieutenant. »Auf solchen Fall nicht vorbereitet ... wie könnte ich ... wie vermöchte ich ... die Kühnheit ... die Wagnis ... ich kann nicht ... ich bin nicht imstande.«

Der Kapitän und Flaxmann brachen in lautes Lachen aus, aber selbst dieser Impuls vermochte die lange, dünne, zusammengebeugte Gestalt des Lieutenants nicht in die Höhe zu richten. Auf den Backenknochen seines sonst fahlen Gesichts hatte sich eine Stelle in der Größe eines Brabanter Talers hochrot gefärbt und seine Augen irrten in grenzenloser Verlegenheit am Boden.

»Es fällt mir ein«, sagte Norcroß schelmisch, »dass so lange auch die Schöne schon am Bord unserer Fregatte ist, Ihr doch noch keine Gelegenheit genommen habt, ihr näher zu treten, und doch brachen die Gefühle Eures Herzens vorhin in lichten Flammen aus. Wohlan, ich muss Eurer Schüchternheit zu Hilfe kommen, sonst sterbt Ihr unbeweibt, und die Welt wird um Eure Nachkommenschaft betrogen. Ich befehle Euch also, Lieutenant, Euch sogleich zum Fräulein von Gabel zu verfügen und ihr geziemend vorzutragen, ob sie gesonnen sei, unseren Vorschlag hinsichtlich ihrer Einbringung in die Stadt

anzunehmen. Stellt ihr unsere Gründe mit Anstand und Überraschung vor.«

Der Lieutenant versuchte noch einmal, an die Milde des Kapitäns zu appellieren, aber der niederschmetternde Blick desselben verschloss ihm den Mund und trieb ihn, der seine unbesonnenen Reden still im Herzen verwünschte, wankend vorwärts. Der Mann, dessen Herz schon seit zwanzig Jahren in stillem, aber gewaltigem Feuer für das andere Geschlecht sich verzehrte, der sich in jedes Busentuch verliebt hatte, aber auch vor jedem Frauenfuß in namenloser Angst geflohen war, der selbst eines sinnbetäubenden Zitterns sich nicht erwehren konnte, sobald ihm Kinder weiblichen Geschlechts zu nahe kamen. Dieser Mann sollte nun zum ersten Mal in seinen Mannesjahren mit einer Dame reden! Es flirrte ihm vor den Augen, er machte einen großen Bogen und schlich endlich auf den Zehen von hinten an das Fräulein heran. Aber er hielt den Atem so streng an sich, als müsste ihm jeder Zug einen Teil feiner Lebenskraft rauben. Die so Gedanken Vertiefte bemerkte nicht eher etwas von ihm, bis ihm die Angst einen lauten Seufzer auspresste. Jetzt wandte sie sich um. Der Lieutenant hüpfte erschrocken zurück und fing an, tölpische Kratzfüße zu machen. Angst und Schrecken hatten ihm die Kehle zugeschnürt. Seine Lippen bewegten sich fieberhaft, aber kein Laut drang aus ihnen hervor. In Ermangelung der Sprache hufte er nur immer weiter zurück, bückte sich immer tiefer, schlug immer heftiger hinten und vorn aus und geriet auf diese Weise in die Taue, mit deren Ordnen Meister Pehrsohn beschäftigt gewesen war, als er zum Schiffsrat des Kapitäns gerufen wurde. Die langen ungeschickten Füße des Lieutenants verwickelten sich in die Stricke und zappelten wie ein paar Aale im Fischernetz. Er versuchte sich in Todesangst aus

den Garnen zu helfen, kam aber tiefer hinein und stürzte mit einem Seemannsfluch der Länge lang vorwärts auf das Verdeck in der Richtung nach dem Fräulein zu, sodass sein breiter Mund einen heftigen Kuss auf Friederikes Füße drückte, die bestürzt sich dieser sonderbaren Huldigung schnell entzog. Dieser Fall erregte das Gelächter der ganzen Schiffsmannschaft, und Flaxmann eilte zu Friederike. Aus Besorgnis, sie möchte sich beleidigt fühlen, bot ihr die Hand und führte sie in die Kajüte, um sie dort mit seinem Plan bekannt zu machen. Kaum war er mit ihr verschwunden, als sich der Lieutenant aufraffte, die Taue von den Füßen streifte und wütend ausrief: »Der Teufel hole alle Zauberer und Hexenmeister! Ich muss um meinen Abschied bitten, Kapitän, wenn Ihr länger mit diesem Höllenbraten Umgang pflegt. Jetzt habt Ihr's deutlich gesehen, und alle, wie er mich betört und behext und in die Taue hineingeführt hat. Ich will nicht selig sein, wenn er nicht die Schuld an meinem Unfall und an meiner Schande allein trägt! O, ich bin wütend!«

»Aha, Ihr denkt an die Geschichte aus der roten Schreibtafel. Lasst Gras darüber wachsen!«

Der Lieutenant zog sich beschämt unter die Matrosen zurück, und Flaxmann kam, dem Kapitän anzusagen, dass das Fräulein mit dem Beschluss zufrieden sei. Sogleich gab dieser Befehl, ein Boot auszusetzen. Flaxmann stieg mit einem Matrosen hinab, und ruderte auf den dänischen Schoner los, der im Schlepptau der Fregatte hing und auf welchen alle, welche darauf gefangen genommen worden, verwiesen waren, um also in gehöriger Ordnung im Hafen einzulaufen. Dort unterhielt sich Flaxmann einige Zeit mit dem Franzosen Courtin und legte wieder an der Fregatte an, dem Kapitän Lebewohl zu sagen und die Dame zu erwarten. Diese erschien gleich

darauf an Norcroß' Hand, der sie höflich die Treppe hinab ins Boot begleitete. Beide nahmen Verabredung, sich den andern Morgen zu sprechen, und schieden dann mit brüderlichem Kuss voneinander. Das Boot stieß ab, und Juel Swale gab die Richtung an, indem er das Steuer regierte. Der Matrose und Flaxmann ruderten kräftig. Die Fregatte mit dem Schoner lief, stolz ihre Segel aufblähend, unter dem Jubel der Matrosen und dem Donner ihrer Geschütze in den Hafen der Königsstadt ein.

Die beiden politischen Principe

Langsam bog das Boot um die Inseln und Halbinseln des Meerbusens und hielt sich links hinauf dem Norrmalm. Flaxmann und Friedericke saßen einander schweigend gegenüber. Die beiden Matrosen strichen die Riemenblätter aus Leibeskräften, um das winzige Schifflein zu beflügeln, und brummt ein Schifferlied dazu. Dem Fräulein kam die Weise des Gesangs bekannt vor. Sie fühlte sich wunderbar davon angeregt und bat den kleinen Juel endlich, ihr das ganze Lied vorzusingen. Der muntere Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen. Er winkte dem alten Matrosen zu. Dieser ließ sogleich seine kräftige Bassstimme ertönen, an welche sich Juels Sopran anschmiegte. Unter dem Accompagnement des Wellengeplätschers und dem taktmäßigen Ruderschlag fingen sie zu singen an.

*Es flattern die Segel im Winde,
es ladet die rollende See.
Was fehlt doch dem weinenden Kinde?*

*Ach, scheiden und meiden tut weh!
Ade! Ade!
Ob ich dich wiederseh?
Was weinst du noch länger am Strande?
Einen Pflüger musst du dir frein,
der weilet hübsch immer im Lande,
der ist und bleibet stets dein.
O nein! O nein!
So kann's mit uns nicht sein!
Den Schiffer lässt es nicht rasten.
Er muss in die Meere hinaus.
Ihm winken die riesigen Masten,
ihn locket des Wassers Gebraus.
Sein Haus, sein Haus
versinkt mit Mann und Maus.
Auf dem friedlichen Felde zu hausen,
kein Schiffer verlangt und begehrt.
Wenn die Wellen sausen und brausen,
da wird ihm erst Wonne beschert.
Der Herd, der Herd
ist nichts dem Schiffer wert.
Wohlauf denn, entfaltet die Segel!
Wir sind mit dem Wasser vertraut.
Was flattern so ängstlich die Vögel?
Heißt Sturm ihr kreischender Laut?
Nicht graut, nicht graut,
wer stets auf Gott vertraut.
Die Windsbraut donnert. Es splittert
vom Blitz getroffen der Mast.
Wo wär ein Schiffer, der zittert?
Wo einer vor Furcht erblasst?
Gefasst – gefasst*

*sind wir auf ew'ge Rast.
Und sinkt auch das Schiff in die Tiefe.
Ich wüsste nicht, wo sich's so gut
nach Arbeit und Kummernis schliefe,
als in der kristallinen Flut.
Drum Mut! Drum Mut!
Dort wird ja ausgeruht!*

»Es ist seltsam«, sagte Flaxmann, als die Schiffer schwiegen.
»Ich habe dieses Lied auf meinen Seereisen schon oft gehört. Engländer, Holländer, Dänen und Schweden singen es, jedes Volk in seiner Sprache, aber alle nach derselben halb fröhlichen, halb melancholischen Weise. Aber so oft ich es auch hörte, so wurden jedes Mal alle Kinderträume in mir wach, und meine Jugend ging in bunten Gaukelbildern an mir vorüber. Die kindliche Melodie muss es mit sich bringen. Und es scheint mir fast, als hätte das Lied ähnliche Gefühle in Ihnen erregt, mein Fräulein.«

»Warum sollte ich es leugnen? Dieses Lied wäre vor wenigen Tagen spurlos an mir vorübergegangen, während es jetzt Empfindungen in mir erregt, wie ich sie noch gehabt habe. Mir ist so seltsam zumute geworden, wie seit meiner Kindheit nicht. Ich bin, seitdem ich das Festland nicht mehr betreten habe, so umgewandelt, dass ich mich selbst nicht mehr kenne.«

»Wie glücklich könnte der Mann sein, der diese Verwandlung bewirkt hat! Doch lassen Sie uns das vergessen! Der Sturm der Leidenschaft ist durch ein paar Ihrer Zauberworte besiegt und der erst in gewaltiger Liebesglut und wilder Rache gegen Sie entbrannt war, wünscht jetzt Ihr Freund zu sein. O, möchten Sie mir eine Schwester werden, Friederike!«

Sie reichte ihm die Hand und sagte: »Gern. Sie haben ja aber

schon Schwestern?«

»Zwei. Doch sind sie tot für mich. Die Ältere ist die Gattin eines Whigs, der sich für den Kurfürsten von Hannover erklärt hat. Sie hat die Grundsätze ihres Stammhauses abgeschworen. Wir sehen uns nie wieder. Die Jüngere ist von Reichtum und der großen Welt verdorben. Sie hat alle Heiratsanträge ausgeschlagen, um frei und unabhängig ihren unkeuschen Neigungen leben zu können. Wir sind uns fremd geworden.«

»Die Unglückliche!«, rief Friederike mit Gefühl.

»Der gegenwärtige Augenblick erinnert mich umso lebhafter an sie, mit der ich auf dem Stammsitz unseres Hauses am nördlichen Ufer des Sees Windandermeer erzogen wurde. Auf diesem großen See fuhren wir oft in einem Kahn. Ich saß ihr gegenüber, wie Sie. Unser Haushofmeister und ein ehemaliger Matrose ruderte und sangen wie diese wackeren Burschen hier. Jetzt gehört mir niemand mehr. Ich durchirre die Welt wie ein Geächteter.«

»Sie sind ein beklagenswertes Opfer der politischen Stürme Ihres Vaterlandes. Hätten Sie sich der siegreichen Partei in England angeschlossen, würden Sie massenhaft Freunde, Verwandte, Verehrer haben und eine bedeutende Stellung einnehmen.«

»Die gerechte Sache des vertriebenen Königgeschlechts wird stets die meine sein, mag mein Schicksal auch noch härter werden.«

»Die Idee der Sache ist des Sieges wert; ihre Repräsentanten nicht.«

»Ich weiß es. Die letzten Stuarts waren nicht Könige, wie sie Großbritannien bedarf. Sie verstanden die Regierungskunst nicht, sie häuften Fehler auf Fehler. Aber schmälern diese

Missgriffe das recht ihres Hauses auf den englischen Thron auch nur haarbreit?«

»Nein, sobald Sie nicht zugeben, dass der Spross durch Untüchtigkeit das Recht des Hauses verwirkt.«

»Ein Recht, das einmal als solches anerkannt Jahrhunderte lang fortbestanden hat, kann durch kein Verhältnis in der Welt aufgehoben werden. Es ist von Gott und den Menschen geheiligt, es macht einen der Grundpfeiler aus, auf welchen das Staatsgebäude und die ganze menschliche Glückseligkeit ruhen. Nehmen Sie diesen Pfeiler weg, tasten Sie das geheiligte Recht an, und über lang oder kurz stürzt das Haus zusammen und begräbt Tausende mit seinem Schutt. Und ist erst das Recht von den Menschen verleugnet, das Haus gestürzt, dann tritt ein chaotischer Zustand der Anarchie ein, und alles ist verloren. Blutströme düngen die Erde, der Bürgerkrieg wüthet in den Eingeweiden des Volkes, der Sohn kämpft gegen den Vater, der Bruder mordet den Bruder, die Welt rollt aus ihrem Gleis wie der Sonnenwagen, als ihn Apollo der ungeschickten Hand seines Sohnes vertraute, und namenloses Verderben wandelt, wie in der Mythe, über die Erde, bis Apollo selbst die Zügel der Sonnenröscher wieder ergreift und der vorwitzige Phaeton gestürzt ist, bis ein weiser und starker Mann, den der Himmel selbst zum König der Menschen bestimmte, um dem Jammer ein Ende zu machen, das Ruder des lecken Staatsschiffes ergreift, und – nun dann haben wir wieder Könige, erbliche Monarchien und die alten eisernen Rechte und Gesetze, die das Ganze weise zusammenhalten wie eiserne Reifen die Tonne, in welcher der gewaltige Wein gärt und braust. Die Reifen, sag ich, werden wieder umgelegt und das tobende Gemisch beruhigt sich.«

»Sie malen mit lebendigen Farben, mein Freund. Die Welt

muss meiner Meinung nach auf anderem Weg zum Ziel des Glücks und der Wohlfahrt geführt werden. Alles Schöne und Hohe auf Erden duldet keine Fesseln, lässt sich nicht erzwingen. Frei und von selbst fallen die Göttergaben uns vom Himmel. Wo der Zwang waltet und das eiserne, gegen die Vernunft strebende Gesetz, da fliehen die Grazien und Musen und der menschliche Wille gibt sich mit trüber Mutlosigkeit der tyrannischen Notwendigkeit gefangen. Die Freiheit ist der Acker, in welchem das Menschengeschlecht seiner Vollendung und Glückseligkeit entgegen reift. Aber wir verstehen diesen Acker noch nicht zu bebauen, wir wissen das Unkraut noch nicht vom Weizen zu unterscheiden und reuten entweder gar nicht, und dann wächst das Unkraut, vermöge seiner inneren gemeinen Natur, über den Weizen, raubt ihm die Nahrungssäfte, nimmt ihm das wohltätige Sonnenlicht und verderbt ihn. Oder wir reuten und reißen die besten Weizenpflänzlein mit dem Unkraut weg und sind um nichts gebessert. Also Kultur tut uns not, und die lässt sich nicht erzwingen. Langsam zieht sie über die Erde, aber ihr Siegeswagen gräbt unauslöschliche Spuren in den Boden. Sobald die Menschheit der Freiheit wert ist, wird ihr der Himmel sein schönstes Geschenk nicht ferner vorenthalten, und man wird nichts mehr wissen von den Stuarts und Hannoveranern, von den Zänkereien und Eifersüchteleien der Könige von Schweden und Dänemark.«

»Von diesen allerdings nicht, aber von anderen. Um Herrschaft wird ewig gekämpft werden.

Wir repräsentieren die beiden sich einander entgegenstehenden Principe. Unsere Freundschaft wird sich mit der Verschiedenheit unserer Meinungen vertragen. Liebe weiß von alldem nichts. Sie ist ein unschuldiges, unwissendes Kind,

das allein mit Blumen spielt. Aber geben Sie mir Hoffnung! Ich bedarf Ihrer, um nicht an meinem Schicksal zu verzweifeln.«

»Hoffen Sie, mein Freund! Der Himmel lässt keinen Hoffenden sinken.«

Flaxmann schwieg und verlor sich in ein düsteres Träumen, aus dessen Zwielficht ihm endlich das Fräulein von Ove mit ihren sanften Zügen und lieben milden Augen entgegentrat. Er war endlich ganz bei ihr, indessen der unstete Geist des Fräuleins von Gabel von einem kühnen Ziel ihrer Wünsche zu einem kühneren sprang und sich in großartigen Fantasiegebilden berauschte.

Das Boot hatte sich der Stadt allmählich genähert, und die Reisenden sahen sich endlich von Inseln umgeben, die mit prangenden Palästen, ehrwürdigen Kirchen und stolzen Häusern bebaut waren und deren Bild die helle Flut widerspiegelte. Die Schiffer fuhren nordöstlich am Strand hin und legten an einem kleinen Landungsplatz an. Juel sprang heraus, legte den Steg für die anderen und gab der Dame die Hand. Sobald Flaxmann heraus war, stieß der Matrose wieder ab.

Es war ein sonderbarer Anblick, dass ihrem Stand gemäß gekleidete Fräulein in kostbarem Jagdanzug am Arm des in den dänischen Soldatenrock gehüllten Flaxmann, dem voraneilenden Juel folgen zu sehen. In diesem Aufzug gingen sie durch mehrere Straßen, bis der Schiffsjunge an einem Erkerhäuschen in einer abgelegenen Straße stand und sagte: »Hier sind wir am Haus der Frau Ankarfield.«

Eine Frau von Ehre

Die kleine Gesellschaft trat ein und sah sich bald in der Schenk- und Barbierstube der belobten Witwe. An einigen Tischen saß männliche Gesellschaft, ein Schlag Menschen, die weder Zutrauen für sich, noch für die Wirtin einzuflößen imstande waren. Sie unterhielten sich mit Würfel und Karte, und der vor ihnen dampfende Punsch zeigte zur Genüge, was ihr Geschmack war. Flaxmann hatte die Szene kaum überblickt, als er sehr lebhaft an die edle Versammlung im Kaffeehaus vor dem Dammtor in Hamburg erinnert wurde, ja er glaubte für den ersten Augenblick dieselben Gesichter zu sehen, welche ihn dort umgeben hatten, und ein ängstliches Gefühl überkam seine Seele. Die schauerlichen Erlebnisse jener wüsten Nacht und jenes grauensvollen Tags, wo er im Spiel seine letzte Habe verloren, wo ihn Liebeswahnsinn, Verzweiflung und die nichtswürdige List seiner Umgebung zu einem schrecklichen Schritt getrieben hatten, zogen in düsteren Schattenbildern rasch an seinem inneren Auge vorüber. Es gemahnte ihn wie ein Traum, dass der Gegenstand seiner glühendsten Wünsche, das reizende Ziel seines kochenden Rachegefühls, die eigentliche Ursache jenes verzweifelten Schrittes nun neben ihm stand, nicht mehr von ihm begehrt, nicht ersehnt, sondern freiwillig von seinen Wünschen aufgegeben, die nun weit flatterten nach einem anderen Gegenstand einer neuen heißen Sehnsucht. Aus diesem träumerischen Brüten schreckte ihn der Blick eines der Spieler. Der Kerl glotzte ihn an, und Flaxmann war überzeugt, dass dieser verwegen aussehende Mensch bei seiner Anwerbung zur dänischen Fahne in Hamburg gegenwärtig gewesen sein müsse.

Unterdessen hatte Juel sein Gesuch bei der Wirtin vorge-

bracht. Eine lange hagere Frau von schwärzlichem Teint, den Kopf gebückt vorwärts tragend, trat ihnen entgegen. Ihr langes eingefallenes Gesicht erhielt durch eine auf ihrer langen höckrigen Nase sitzende sehr unförmliche und unschimmere Brille durch und über welche ihre kleinen schwarzen Augen argwöhnisch lugten, und durch die unordentlich unter der schmutzigen ledernen Haube in Stirn und Schläfe hereinhängenden halb schwarzen, halb grauen Haare einen abschreckenden Ausdruck.

Juel hatte mit geläufiger Zunge den höflichen Gruß von Meister Habermann vorgebracht und das Begehren der Fremden genannt.

»Danke, danke schön, mein Puttchen, danke für die Ehre«, schmunzelte Frau Ankarfield, und klopfte den Jungen mit ihren langen dunkelbraunen knöchernen Händen auf die blühenden Wangen. »Meister Habermann ist ein Ehrenmann, denn er weiß andere Ehrenleute zu schätzen. Unsereins hat auch feine Ambition. Er ist ein guter Freund meines seligen Mannes gewesen und hat mir immer viel Ehre angetan.

Danke, danke schön, für die große Ehre von Meister Habermann! Er wird mich doch morgen besuchen, mein Söhnchen?«

»Ganz gewiss, sehr ehrenwerte Frau Ankarfield, wird er das. Ich hatte vergessen, Euch seinen baldigen Besuch anzusagen.«

»Sehr viel Ehre, lieber Junge.«

»Ehre, dem Ehre gebührt«, versetzte der schelmische Knabe, der die schwache Seite der Barbierwitwe kannte.

»Komm, mein Scheckchen und labe dich an einem Glas Punsch. Du bist verständiger, wie man nach deinem jugendlichen Aussehen schließen möchte, und weißt jedermann seine

gebührende Ehre anzutun. Eine große Seltenheit in deinen Jahren. Komm und trink, mein Schätzchen.«

»Ich werde die Ehre zu erwidern wissen, hochgeschätzte Frau Ankarfield, aber sagt mir doch gefälligst zuvor, seid Ihr gesonnen, den beiden Fremden hier ein paar Stuben in Eurem ehrenwerten Haus einzuräumen?«

»Ein Paar? Ein paar Stuben? Wie gern, lieber Junge, wenn ich nur könnte! Ein Paar kann ich nicht. Doch hör nur, kleines blauäugiges Spitzbübchen, komm, hier steht dein Punsch. Schöne Dame, setzt Euch, ich bitte, dort in den Lehnstuhl in der Ecke. Es ist gewöhnlich mein Platz. Tut mir die Ehre an, ich bitte!«

Damit schob sie Friederike in den weichen Stuhl und zog Juell an einen entfernten Tisch, ihm dort den Becher mit dem dampfenden Getränk überreichend und ihm zu gleicher Zeit vertraulich ins Ohr zischelnd.

»Sag mir doch, Hänschen, wer ist denn die prächtige Dame, die mir die Ehre antut?«

»Das ist allerdings eine große Ehre für Euer Haus, dass diese vornehme Dame darin wohnen will. Aber wer sie ist, kann ich Euch so eigentlich nicht sagen, denn ich weiß es selber nicht. Aber sowohl der Kapitän als auch alle andere graduirten Personen auf dem Schiff begegneten ihr mit der größten Ehrfurcht, und sie muss demnach von hohem Stand sein. Das sieht man ihr auch schon an Gesicht und Kleidern an. Meister Habermann ist sicherlich über sie genau unterrichtet, und sagte mir, er werde Euch morgen das Nähere schon mittheilen.«

»Morgen erst, viel Ehre!«, seufzte die Frau. »Aber wie heißt sie denn? Woher kommt sie? Wo habt ihr sie an Bord genommen? Wo will sie hin? Was will sie hier anfangen? Sag, Kind,

ich bitte sich, sag an, sag an!«

»Ihr könnt glauben, wertgeschätzte Frau Ankarfield , dass ich Euch hoch verehere und alles aufbiete, Euch meine Ergebenheit an den Tag zu legen. Aber fürwahr, beim besten Willen bin ich unmöglich imstande, Euch alle Fragen zu beantworten. Was Euch zu fügen in meinen Kräften steht, sollt Ihr wissen und erfahren. Auf unserer Fregatte wurde sie gnädiges Fräulein genannt, aber ich vermute aus vielen Gründen, dass sie weit mehr ist und sich nur so titulieren ließ. An Bord haben wir sie genommen von einem dänischen Schiff, und dass sie eine Dänin ist, könnt Ihr aus der Sprache hören. Ich horchte einmal so mit halbem Ohr und da merkte ich, dass sie hier mit dem König konferieren werde.«

»Mit des Königs Majestät!«, schrie die Frau auf. »Welche erstaunliche Ehre! Unsereins hat auch seine Ambition. Nun sieh an, mein Schäfchen, die Ehre lass ich mir nicht entgehen, die Dame behalte ich im Haus. Ihre Kleider sind über die Maßen vornehm und prächtig. Sieh nur einmal den grünseidenen kurzen Überwurf mit goldenen Litzen besetzt. Was mir das für eine Ehre ist! Ich werde jetzt mit Ehre überschüttet. Es vergeht kein Tag, wo mir vornehmer Besuch nicht Ehre antut. Nun, ich weiß es auch zu schätzen. Sieh, Kindchen, eben habe ich ja fast das ganze Haus voll. Eine reiche, vornehme Dame, eben so stattlich, eben so prächtig gekleidet, hat meine große Mittelstube, die daranstoßende grüne Stube, das Hinterstübchen und die Erkerstube mit der Dachkammer inne. Das macht, sie hat noch Dienerschaft bei sich. Einen alten guten Freund und Zunftgenossen meines seligen Mannes, der hat ihr eben das Logis bei mir rekommandiert, nebst dessen Frau und Tochter und einem schmucken netten Kammerdiener obendrein. Der Kammerdiener, dort sitzt er mit am Tisch und

spielt Karten, der Krauskopf. Er hat heute viel Glück im Spiel. Der Kammerdiener also, sag ich, wohnt im Erkerstübchen, der muss heraus und sich mit ins Hinterstübchen einquartieren, und oben hinein nehme ich das gnädige Fräulein. So geht's!«

Und sogleich schritt sie mit unterwürfigen Gebärden auf Friederike zu und sagte: »Die Ehre, so Ihr mir antut, ist kein auf unfruchtbaren Boden fallendes Korn. Ich habe schon ein sehr reiches, vornehmes Fräulein im Haus, die mir viel Ehre angetan hat. Nun, unsereins hat auch seine Ambition, und ich sehe ihr alles an den Augen ab. Sie liegt nun schon vierzehn Tage bei mir und wartet auf einen Seekapitän, der hier im Hafen einlaufen soll. Lieber Himmel, es wird wohl ihr Herzgespons sein. Der tut nicht übel, so wahr ich eine Frau bin, die kein Mensch verachtet! Sie hat das Geld in Säcken aus ihrem Wagen heben und in die große Mittelstube schaffen lassen, da liegt's im Kleiderschrank unten. Der ganze Boden ist mit den Säcken ausgefüllt. Na, die wird eine Freude haben, in Euch Gesellschaft zu finden, und für mich ist die Ehre doppelt groß.«

Sie knickste während dieser lebhaft hervorgebrachten Worte zu verschiedenen Malen und erwischte endlich das grünseidene Jagdkleid des Fräuleins, um einen Kuss darauf zu drücken.

»Was aber soll aus meinem Begleiter werden? Der kann doch nicht mit mir in einem Zimmer wohnen«, fügte Friederike, auf Flaxmann deutend, der auf einer Bank jenem ihm wohlbekanntem Spieler gegenüber Platz genommen und mit demselben eben eine Unterhaltung angeknüpft hatte.

»Nun gnädiges Fräulein«, schmunzelte die Wirtin, »es versteht sich von selbst, dass Euer Diener nicht mit Euch in ei-

nem Zimmer wohne. Er erhält hier unten in dem Hausflur unter der Treppe ein Kämmerlein. Es ist zwar neben der Küche und deshalb etwas räucherig, aber was können solche Leute mehr verlangen?«

»Jener Mann ist nicht mein Diener, gute Frau, und muss so gut wie ich in einem Zimmer wohnen.«

»Nicht Euer Diener?«, rief Frau Ankarfield erstaunt. »Er wird doch nicht gar ... nun, nun, vornehme Leute haben gar oft auch Appetit zu geringer Kost und speisen zuweilen mit dem Bauer Sauerkraut und Schweinefleisch. Ich verstehe schon! Freilich in einem Zimmer könnt Ihr nicht mit dem Herrn wohnen. Das geht nicht an. Man muss sich vor nichts in der Welt mehr hüten, wie vor bösem Leumund. Da seid Ihr grade wie ich, gnädiges Fräulein. In meinen jungen Jahren hielt ich so gut auf Ehre, wie in meinen alten. Nun so alt bin ich eben noch nicht, und mein Mann pflegte gar oft zu sagen, er würde mich nie geheiratet haben, wenn ich nicht so viel Ambition gehabt hätte. Und so habe ich auch meine Kinder erzogen, die mir Gottlob alle wohl geraten sind. Der Älteste ist ein Schneidermeister und nährt sich deshalb so gut, weil er seine ganz besondere Schneiderambition hat, und wollte niemandem sein Unglück versagen, der ihm an sotane Ambition zu rühren wagte. Der Zweite ist Kammerdiener bei Seiner Gnaden, dem Herrn Freiherrn Görz von Schlitz, ganz besonderem Freund Seiner Majestät unseres großmächtigsten Königs, und ist mit seinem Herrn jetzt nach Holland gereist. Der hat erst seine Ambition, so recht wie ich. Er war ein gelernter Barbier und Friseur, hatte aber auch noch in mancherlei anderen Dingen besondere Geschicklichkeit. Mein seliger Mann sagte stets: ›Aus dem Niels wird einmal was Großes.‹ Und dann sagte ich jedes Mal: ›Von dem erleben wir die meiste

Ehre.< Du lieber Himmel, mein Seliger hat die große Ehre noch genossen, dass Niels Kammerdiener des mächtigsten Mannes nach dem König im ganzen Schwedenreich geworden ist. Aber der Junge spricht auch schwedisch, dänisch, holländisch, englisch und französisch. In der letzteren Sprache habe ich gar manches von ihm profitiert, was mir oft gut bei meinen französischen Gästen zustattenkommt. Was er für eine besondere Ambition hat, mag Euch ein allerliebstes Versein beweisen, welches er stets im Mund zu führen pflegt und das ich mir auch gemerkt habe, weil's ebenfalls auf meine Ambition vortrefflich passt. Hört nur, mein gnädigstes Fräulein! Es heißt:

*Adieu mon ame,
Ma vie au roi
Mo Coer aux dames,
L'honneur pour moi.*

»Ist das nicht herrlich *l'honneur pour moi*? ... Ja, das wollt ich doch sagen. Das war's. Seht, nun kommt meine Ebba. Die hat ebenfalls ihre Ambition, denn ihr Mann ist ein Trödler und wohnt hier gerade gegenüber, wo Ihr den Kleiderkram seht. Extra schöne Kleider, nach der neuesten Mode und für jedermann. Wenn Ihr Eurem Freund einen besseren Anzug kaufen wollt«, sagte sie leise, dem Ohr des Fräuleins näher gerückt, »so kann ich Euch meinen Schwiegersohn bestens empfehlen. Er wird Euch gut, prompt und billig bedienen. Ihr werdet wohl daran tun, gnädiges Fräulein, damit man nicht in Verlegenheit kommt, Euren Freund für Euren Diener anzusehen. Für wenige Taler werdet Ihr ihn wie einen Grafen herausputzen. 's ist ein hübscher Mann, er wird sich in einem besseren

Kleid stattlich ausnehmen.«

»Ihr nehmt viel teil an ihm«, unterbrach Friederike den Redestrom der ehrliebenden Frau, »aber ich bitte Euch, gute Frau, beweist mir zuvörderst das dadurch, dass Ihr eine Wohnung für ihn besorgt.«

»Ihr tut mir viel Ehre an, mich damit zu beauftragen. In meinem Haus habe ich aber kein Winkelchen mehr frei, wohin ich ihn stecken könnte. Aber wartet, mir fällt ein guter Gedanke ein. Wie gesagt, meine älteste Tochter drüben hat auch ihre Ambition und eine nette Stube mit Kammer hinter heraus. Sie wird sich eine Ehre daraus machen, solche Euch für ein Billiges abzutreten, zumal, wenn Ihr Euren Freund mit Kleidern aus ihres Mannes Laden verseht. Lasst mich nur machen. Ich will sogleich hinübergehen und mit ihr reden. Ihr sollt bald schöne Antwort haben.«

Damit trollte sie sich zur Tür hinaus.

Der Hamburger Spion

Während der ambitiösen Expektorationen der Frau Ankarfield war es auch zwischen Flaxmann und jenem ihn betrachtenden Spieler zu gegenseitigen Äußerungen gekommen. Dieser verwegen aussehende Kerl hatte offenbares Unglück im Spiel, und ein Taler um den anderen rollte aus seiner Hand in die Taschen der Mitspieler. Dem ungeachtet richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Reden der Wirtin und spannte sein lauernes Ohr, als er von den Geldsäcken der im Haus wohnenden Fremden und den Ort, wo dieselben aufbewahrt seien, hörte. Endlich war der Mensch beutelleer und wandte sich mit einem widrigen Grinsen an Flaxmann.

»Mir geht's wie Euch, guter Freund, vor fünf Wochen in Hamburg. Schade, dass ich nicht auch noch eine goldene Dose zu verlieren habe, wie Ihr.«

»Ich habe Euch in jener Gesellschaft bemerkt, und wenn ich nicht irre, so spracht Ihr an jenem Morgen, wo ich von Schurken und Falschspielern um all das meine betrogen wurde, mit dem Leutnant Kreuz am Fenster, und auf Euren Rat ließ ich mich anwerben. Gingt Ihr nicht mit bis nach Altona? Ja, ja Ihr wart dabei. Ich befand mich zwar damals in einem sehr aufgeregten Zustand, aber mir fallen doch alle kleinen Umstände ein, und es bleibt mir kein Zweifel übrig, Ihr seid einer der berüchtigten Helfershelfer und Spione des ungeschlachteten Leutnants.«

»Das gehört mit zum Handel und Wandel in der Welt«, entgegnete der Spion lachend. »Wer mich bezahlt, dem dien' ich. Wer sich betrügen lässt, ist selbst schuld daran. Zwang kann ich niemandem antun. Übrigens beweist ja Eure Gegenwart klar und deutlich, dass Ihr den König von Dänemark oder den Leutnant Kreuz auch ums Handgeld betrogen habt. Und darum wird Euch kein kluger Mann verdenken.«

»Ihr mögt in diesem Stück Eure besonderen Ansichten haben. Übrigens bin ich schwedischer Kriegsgefangener geworden und habe weder den König von Dänemark noch den Leutnant Kreuz betrogen, denn das Schiff, welches mich mit den übrigen Rekruten nach Kopenhagen transportieren sollte, wurde von einem schwedischen Kaper als Prise genommen.«

»Und wollt Euch hier im Haus als Kriegsgefangener ein Quartier mieten?«, fragte der Kerl und verzog sein breites hässliches Gesicht zur spöttischen Lache. »Die Dame dort hat wohl auch mit zu den Rekruten gehört und ist mit Euch in schwedischer Gefangenschaft? Ihr habt Euch ein erträgliches

Geschäft und kurzweilige Gesellschaft gewählt.«

Flaxmann unterdrückte seinen Unwillen über die frechen Reden des gemeinen Menschen und erwiderte bloß: »Ich sehe nicht ein, wie ich dazu kommen sollte, Euch die Art und Weise meines Hierherkommens mitzuteilen. Weiß ich doch noch viel weniger, wie Ihr von Hamburg hierher gekommen seid.«

»O! Das kann jedermann wissen«, rief der andere herausfordernd. »Mein gnädiger Patron, der Leutnant Kreuz hat seine goldenen Füchse einmal alle unter die Philister gejagt und war so pauvre geworden, dass er nicht nur Kutsche und Pferde, sondern sogar Rock und Hemd vom Leibe verkaufen und in ein elendes Dachstübchen kriechen musste. Man kann das dem Mann nicht zur Last legen. Er hatte Unglück im Spiel, wie Ihr und ich. Es war natürlich, dass er nicht an seine Leute denken konnte, er war ja selbst in größter Kalamität. Jeder von uns musste auf seine eigene Faust leben. Ich aber war unglücklicherweise eben auch gräulich abgebrannt und in meinem Kopf und Beutel sah's aus, wie in der Welt am ersten Schöpfungstag, wüst und leer. Da machte ich mit einem russischen Schiffskapitän Bekanntschaft. Er gab mir das Logbuch zu führen und die Küchenrechnung zu machen, und so sind wir mit guter Fracht nach Stockholm gekommen. Ich pflege in jeder Stadt gern lustige Häuser zu besuchen, und da das Schiffsvolk hier bei Frau Ankarfield einkehrt und sich von ihr Bart und Geld abnehmen lässt, so bin ich zu gleichem Zweck hier. Das Geld bin ich los, den Bart noch nicht. Wo steckt die Frau?«

»Da kommt sie eben über die Straße«, sagte ein Bürschlein, welches Sohn, Kellner und Barbierbursche zugleich war. »Wenn Ihr befiehlt, mein Herr, so will ich Euch des Bartes entledigen.«

»Und des Kinnes dazu, Junge. Du magst deine Schabekunst an Delinquenten lernen. Mein Gesicht ist bis jetzt noch zu gut dazu. Ich weiß schon, dass deine Mutter Messer und Wort gleich trefflich führt, und nur von ihr will ich bedient sein. Wie heißt der schwedische Kaperkapitän, dem Ihr anheimgefallen seid, Herr?«

»Norcroß«, versetzte Flaxmann mürrisch.

»Norcroß?«, rief ein wohlgebildeter Mann, der auf derselben Bank saß, früher mitgespielt und das meiste Geld gewonnen hatte, derselbe, welcher von der Wirtin dem kleinen Juel als Kammerdiener der im Haus wohnenden vornehmen Fremden bezeichnet worden war.

»Ist er nicht ein Engländer?«, setzte er in gebrochenem Deutsch hinzu, denn Flaxmann und der Spion hatten zeither deutsch gesprochen.

»So ist es«, versetzte Flaxmann englisch, »und Ihr seid sein Landsmann, Herr, denn Eure Sprache verrät Euch.«

Der Mensch stand aber ohne zu antworten auf und ging hinaus.

»Norcroß?«, hatte auch der Spion gerufen. »Der saß ja in Hamburg mit uns am Tisch. Wir haben's nachher wohl erfahren, dass er's war. Seine Fregatte lag in Cuxhaven. Es ist ein kühner Freibeuter.«

»Wer war der hübsche Mann, der soeben hinausging?«, fragte Flaxmann.

»Ein Spitzbube, der uns das Geld abgenommen hat«, versetzte der Spion.

»Er dient der fremden Dame, die im Haus wohnt, trägt sich wie ein Gentleman und hat alle Taschen voll Geld.«

Eben trat Frau Ankarfield in die Stube.

»Es ist gut, dass Ihr kommt, Frau«, sagte der Spion zu ihr.

»Mein Bart stachelt mich ganz verteufelt, seit ich mein Geld verlor. Nehmt ihn mir ab.«

»Ihr tut mir viel Ehre an«, versetzte die Frau flüchtig und wandte sich dem Fräulein zu. »Ich habe die Ehre, Euch zu vermelden, mein gnädigstes Fräulein, dass Euer Freund sogleich bei meiner Tochter anziehen kann. Ihr zahlt für Logis mit Möbeln monatlich vier Reichstaler. Die Kost könnt Ihr bei mir für ihn nehmen. Für Rock, Kamisol, Beinkleider, seidene Strümpfe, Manschetten, Perücke soll bestens gesorgt und der Bursche herausgeputzt werden, wie der vornehmste Edelmann. Man muss seine Ambition haben.«

Während dieser Worte schöpfte sie mit einem kleinen blanken Kupfertopf aus einer hinter dem Ofen eingemauerten Kupferblase warmes Wasser, holte vom Kandelbrett über der Kammertür das große messingne Barbierbecken herab, zog aus einem ungeheuren Tischkasten eine Kapsel voll Barbiermesser und den Streichriemen, strich das Messer hurtig und schlug dann Seifenschaum im Becken. Der kleine Kellner hing dem Spion die Serviette um. Frau Ankarfield seifte ihm Kinn und Backen mit gewandter Hand ein und begann mit geschickten Zügen und Wendungen ihm den Bart abzunehmen. Man sah es ihr an, dass sie sich eine Ehre daraus machte, die Männer also zu bedienen.

Nach vollbrachter Arbeit sagte sie pathetisch: »Ich habe die Ehre, Eure Dienerin zu sein.« Sie reichte mit einem Selbstgefühl, wie es den Menschen meist nach einer vollendeten guten Tat zu überkommen pflegt, dem Knaben das Becken dar, welcher dasselbe sofort reinigte, mit frischem Wasser füllte und dem Schiffsmann das glatt rasierte Gesicht rein wusch und abtrocknete. Der Junge wandte seinen Eifer dann dem benutzten Messer zu, und Flaxmann sah, wie während der

Geschäftigkeit des Kleinen der Spion eins der Messer aus der Kapsel zog und am Finger prüfte.

Frau Ankarfield bat sich die Ehre aus, ihn in sein neues Logis führen zu dürfen, und versicherte, das Erkerstübchen werde eben geräumt und das gnädige Fräulein bald zur Ruhe und Ordnung kommen. Sodann befahl sie den scheidenden Juel viele Grüße an Meister Habermann an und ließ sich die Ehre ausbitten, sie ja morgen bei frühem Tage mit seiner ihr höchst angenehmen Gegenwart zu erfreuen, weil sie die Ehre haben werde, über höchst wichtige Dinge mit ihm zu konferieren. Friederike und Flaxmann fügten ihre Grüße an den Kapitän Norcroß hinzu. Flaxmann beurlaubte sich mit wehmütiger Wärme vom Fräulein und ging mit der messergeschickten Frau über die Straße. Der Trödler, auch Schneidermeister und Negoziant, empfing ihn schon an der Ladentür mit Bücklingen und einem Schwall unsinniger Redensarten, und seine Frau, das Ebenbild ihrer Mutter, mit einem Säugling auf dem Arm, zwei Kinder an der Seite und noch verschiedenen im Schlepptau ihres weiten vornehmen Rockes, Kapitalstück aus der Trödelbude ihres Mannes, sprach beständig von der Ehre, die ihnen widerführe. Des kleinen hohläugigen Mannes Bestrebungen gingen zuvörderst dahin, seinen neuen Hausgenossen erst zum Mann zu machen, d. h. ihm einen Rock mit Zubehör an den Leib zu ziehen. Er bot, den verdrießlichen Flaxmann vor seine Vorratsschränke führend, all seine weitschweifige Beredsamkeit aus, dem schlecht Gekleideten zu beweisen, wie höchst nötig es in der Welt sei, stets standesgemäß gekleidet zu sein, selbst in dem Fall, dass man keinen Stand habe. Was man nicht habe, müsse man sich zu erwerben trachten, und die erste Stufe zu Stand und Reichtum sei ein vornehmes Kleid. Flaxmann schützte Er-

schöpfung von der Reise vor und bat, da er doch an diesem Tag nicht ausgehen werde, ihn morgen mit dem Nötigen zu versehen, und ließ sich aufs Zimmer bringen. Sobald er sich dort allein sah, warf er sich auf das unförmliche Ruhebett und überließ sich einem schmerzlichen Gefühl, bis eine dumpf brütende Angst vollen Besitz von seiner Seele nahm.

»Wie?«, rief er endlich aufspringend, »ist das Scheu, mit dem König zu reden? Endlich einmal mit meinem Geheimnis hervortreten? Ich mit einem König nicht frei und offen reden! Ich nicht! Aber wurde ich in Dänemark nicht ebenfalls von dieser Scheu zurückgehalten, mich dem König oder dem Kronprinzen anzuvertrauen, und ward ich nicht endlich inne, wie wahr mir meine Ahnung vorgesagt? Wäre es nicht mein Tod gewesen, wenn ich aus meiner Verhüllung hervorgetreten wäre? Und es wäre geschehen, wenn sich die Liebe zu Friederike nicht meiner bemächtigt und eine so gewaltige Herrschaft über mich ausgeübt hätte, dass es mir unmöglich war, an etwas anderes zu denken. Solcher Mittel und wunderbaren Wege bedient sich die ewige Weisheit, uns vom Verderben abzuhalten. Friederike ist, ohne es selbst gewusst, noch gewollt zu haben, die Retterin meines Lebens geworden. Denn ohne sie wäre ich in die Schlingen der Intrige gefallen, die an diesem dänischen Hof für mich lagen. Gottlob! Ich bin der Gefahr entgangen. Aber neue Angst bemächtigt sich meiner. Gott, gib mir einen Lichtstrahl in dieser Finsternis! Heiland, Gottessohn, hilf mir überwinden! Reine Jungfrau, Gottesmutter, steh mir bei!«

Bei diesen Worten nestelte er sein Wams auf, entblößte die Brust und zog das Etui hervor. Dann griff er mit der rechten Hand unter den linken Arm und nahm ein dort an feiner Seidenschnur befestigtes Schlüsselchen. Doch eben so schnell

hielt er auch inne, ging vorsichtig zur Zimmertür und schob den Riegel vor, horchte an der Tür, ging leise auf den Zehen an das Fenster zurück und öffnete behutsam das Schloss des Etuis. Das Büchlein sprang auf und an der inneren Wand des Oberdeckels wurden zwei Porträts in Miniatur, ein männliches und ein weibliches, sichtbar. Ein edler Mannskopf mit etwas unbestimmten und verschwommenen Zügen und ein Frauengesicht voll Milde und Majestät, beide schon im vorgeschrittenen Alter. Flaxmanns strahlendes Auge ruhte eine Zeit lang auf diesen beiden Gemälden, und seine Mienen nahmen dabei einen wehmütigen Ausdruck an. Ein paar große Tränen glänzten in seinen Augen, er seufzte und ließ einige Schriften durch die Hand gleiten, welche, den großen Lettern und den aufgedrückten Insiegeln nach zu schließen, Dokumente waren. Nachdem er einen schmerzlichen Kuss auf eines dieser Schriftstücke gedrückt hatte, klappte er das Buch um und nahm ein kleines goldenes Kruzifix und ein daran befindliches Muttergottesbild heraus. Diese stellte er vor sich auf den Tisch und begann sein Gebet zu verrichten. Doch er konnte die Ruhe nicht erringen, die er suchte und die ihm Bedürfnis war, sollte er anders mit Ernst an die Ausführung der Pläne denken, die seinen Geist durchkreuzten. Es war unterdessen Nacht geworden. Auf ein leises Pochen an der Tür fragend, wer da sei, erhielt er die Antwort, die Hausfrau gebe sich die Ehre, ihrem Gast Licht zu bringen und nach besten Befehlen zu fragen. Flaxmann verbarg seine Heiligtümer wieder in die Kapsel und öffnete die Tür. Die Wirtin trat schüchtern herein, überreichte ein paar Kerzen und erwartete so die gewünschten Befehle. Als diese nicht erfolgten, wagte sie es, einige Vorschläge, das Abendessen betreffend, zu tun, welche der junge Mann ohne Weiteres annahm.

Nach einer Stunde brachte die Wirtin das Essen. Er nahm zerstreut einige Bissen, maß dann die Stube mit heftigen Schritten und war in seine vorigen Träumereien versunken. Seine Wangen glühten zuletzt von Fiederhitze, und seine Augen blickten düster. Seine Fäuste ballten sich, und um seine Lippen zuckte es wie lebendig gedachte Flüche und Verwünschungen. Der Raum des Zimmers wurde ihm zu eng, seine Brust wogte stürmisch, er riss das Fenster auf, sich an der Abendluft zu kühlen, und noch einmal nach Friederikes Erkerstübchen hinüber zu sehen. Eine schöne Herbstnacht lag über der Erde. Ihm gegenüber leuchteten zwei Fenster im Erkerstübchen. Der Anblick der Sterne tat ihm wohl, er starrte lange in den Himmel. Der Wechsel seiner Gefühle war zwar noch eben so schnell, aber weniger gewaltsam und stürmisch, und der Schmerz seiner Seele begann sich in Wehmut aufzulösen.

Auf diese Weise vergingen ihm ein paar Stunden.

Er sah die Lichter gegenüber verlöschen und er löschte die seinen, um sich ungestörter den Genüssen hinzugeben, welche die Stille und Feierlichkeit der Nacht bereiten.

Und so hatte er, mit mannigfachen Gedanken beschäftigt, bis nach Mitternacht gestanden. Auf seine Augen wollte sich kein Schlaf senken, da wurde seine Aufmerksamkeit auf ein paar Gestalten gerichtet, welche sich auf der Straße langsam und leise hindrückten. Vor dem Haus der Barbierwitwe hielten sie und berieten sich, wie es schien, miteinander, doch war kein Laut zu vernehmen. Endlich ging einer in die Mitte der Straße und musterte die Fenster des Hauses, dann die der anderen Häuser zu beiden Seiten, und horchte, aus seinen Bewegungen zu schließen, die Straße entlang. Flaxmann hatte sich ein wenig zurückgezogen und das Fenster beigeschoben.

Sein Herz klopfte hörbar, er war ganz Auge. Der horchende und spähende Vermummte gab dem anderen mit der Hand ein Zeichen und dieser öffnete sofort entweder mit einem Nachschlüssel oder mit einem Dietrich die Haustür. Beide huschten hinein und lehnten die Tür an. Der Gedanke, dass Friederike eine Gefahr drohen könne, brachte Flaxmann bald außer sich. Ohne sich zu besinnen, steckte er seine Terzerole in den Gürtel und fühlte sich rasch hinab, durch den Hausflur bis an die Haustür. Das einfache Schloss war mittels eines Zuges bald geöffnet und der junge Mann auf der Straße. Eben so rasch war er im gegenüberliegenden Haus. Doch hier kannte er die Lokalität nicht weiter, als bis zur Schenkstube, und er hatte Mühe, die Treppe zu finden. Endlich traf er die Stufe und schlich leise hinauf. Er war auf einem kleinen Vorsaal, aber die Dunkelheit ließ ihn nichts erkennen. Er stand in der peinlichen Ungewissheit. Eine namenlose Angst zermarterte ihn. Da hörte er plötzlich in einem Zimmer »Wer da!« rufen, aber augenblicklich darauf vernahm er ein Geräusch, als ob zwei miteinander kämpften - ein Röcheln. Flaxmann eilte in die Richtung, von wo er den Laut gehört hatte, riss die Tür auf und erblickte beim schwachen Schimmer einer Diebeslaterne, wie ein Mensch sich am Boden wälzte und zwei andere aus einem Schrank Geldsäcke nahmen. Kaum erblickten sie Flaxmann, so stürzten sie mit einigen Säcken fort, er feuerte ein Terzerol ab, verfehlte aber, und die Kugel schlug in eine offene Zimmertür, in welcher sich eben eine weibliche Gestalt zeigte, die darauf mit einem Schrei zu Boden stürzte. Flaxmann, von Entsetzen erfüllt, ahnte, dass seine Kugel ein unglückliches Ziel gefunden hatte, und eilte auf die Gefallene los.

Die davoneilenden Diebe rissen die Laterne um und entka-

men mit dem Geld. In demselben Augenblick entstand ein angstvolles Rufen im Haus. Man kam mit Lichtern - Frau Ankarfield im bloßen Hemde Männer und Frauen, unter diesen Friederike. Lichtschimmer fiel auf die Szene, grässliches Geschrei ertönte. In dem an der Erde blutenden Manne wurde der Kammerdiener der fremden Dame erkannt. Flaxmann beugte sich über die ohnmächtige Frau und versuchte zu erspähen, welchen Weg seine Kugel genommen hatte. Er rief nach Licht und hatte doch die Pistole noch krampfhaft mit der Hand umspannt. Eine possierliche Mannsgestalt kniete daneben, befreite die Verwundete von den Kleidern, entdeckte die Wunde am rechten Oberarm und gab sich durch seine geschickte Untersuchung derselben, wie durch die zuversichtliche Erklärung, dass es nicht viel zu bedeuten habe, als Wundarzt zu erkennen. Nun fielen Flaxmanns Blicke auf das Gesicht der Dame, die eben die Augen aufschlug. Entsetzt fuhr er auf, auch sie sprang empor. Beide riefen zu gleicher Zeit: »Rosamunda, Schwester!« und »Jacob! Bruder Jacob, du mein Mörder?«

»Er ist der Mörder!«, rief es nun von mehreren Seiten. Die Stube füllte sich mit Männern, Arme langten nach ihm, er wollte reden, niemand hörte ihn, er verstand sein eigenes Wort nicht. Auch war es, als hätte ihm Schrecken und Überraschung die Zunge gelähmt. Die herbeigerufene Scharwache trat mit Wehr und Waffen ein. Da gelang es dem furchtlosen Fräulein von Gabel, sich durch die Männer einen Weg zu ihrem Freund zu bahnen.

»Haben Sie mir etwas aufzutragen?«, fragte sie leise.

Wie ein Lichtstrahl fuhr es ihm durch den Sinn. Er griff sich an die Brust, riss die Schnur entzwei, welche das Etui an den Hals befestigt hielt, zog das Büchlein hervor und steckte es

dem Fräulein flüsternd zu: »Ihnen überlasse ich das höchste Geheimnis meines Lebens. Bewahren sie es auf!«

Sie steckte das Etui in ihren Busen, und sogleich wurde der Unglückliche abgeführt.

Die verwundete Dame war zu Bett gebracht worden, aber sie schrie: »Mein Bruder! Bringt ihn zu mir! Seine Kugel hat mich als gerechte Strafe ereilt! Bringt ihn zu mir, ich will ihm alles bekennen.«

Aber ihr angstvolles Geschrei verhallte und die Aufmerksamkeit wendete sich auf den Kammerdiener, der unter den Händen des viel schwatzenden Barbiers lag, während Frau Ankarfield ein blutiges Schermesser, welches der Wundarzt vom Boden aufhob, als eines der ihren erkannte.

Ende des ersten Teils